

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Sonderausgabe:
Marienburg



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
1. Jahrgang 1920

Preis: 320 M 125

zuzüglich Steuerungszuschlag

Hef 9

Inhalt des 9. Heftes:

	Seite
Mit einer Künstlersteinzeichnung von A. Bendraf: Marienburg	365
Bernhard Schmid: Marienburg — ein alter Kulturmittelpunkt	365
Max von Schenkendorff: Das eiserne Kreuz	367
C. Steinbrecht: Die Herstellung der Marienburg mit Bild	368
Bernhard Schmid: Marienburg, ein Städtebild mit 3 Bildern	372
Fritz Braun: Der landschaftliche Rahmen der Marienburg	374
Prof. Dr. Günther: Wie es um das Jahr 1350 auf der Marienburg einem Schreiber erging	377
Bernhard Schmid: Das Marienburger Werder mit 7 Bildern	379
Agnes Harder: Marienburg	383
Heinrich von Treitschke: Sinnspruch	384
Prof. Dr. Robert Dorr: De Oprött	384
Walther Ziesemer: Deutsche Dichtung zur Ordenszeit	385
Carl Lange: Joseph von Eichendorff und die Wiederherstellung der Marienburg	388
Carl Lange: Marienburg 1920	394
Walther Domansky: Eduard Heinels Erinnerungen an Marienburg	395
Erminia von Natangen (Tortilowicz-Batocki): Frühling in der Marienburg	396
R u n d s c h a u :	
R. Uerpmann: Die Marienburg, das stolze Kulturdenkmal des Deutschstums in der Ostmark	397
Dr. Dütschke: Die Marienburg als geistiger Mittelpunkt des deutschen Ostens	399
P. Sonntag: Biographie der Weichsel	399
Carl Lange: Vorträge im Danziger Stadttheater	401
Deutscher Heimatbund Danzig	401
Goethebund in Königsberg	402
Von unseren Mitarbeitern	402
B u c h b e s p r e c h u n g e n	402 bis 408

Nachdruck und Nachbildung verboten (Reichsgesetz vom 19. Juni 1901). — Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten. — Copyright by Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H., Danzig.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Carl Lange, Oliva b. Danzig, Ottostraße 3.
Sprechstunden des Schriftleiters: Montag und Donnerstag von 10 bis 12 Uhr.

Keine unverlangten Manuskripte einsenden! Beantworten aller eingehenden Briefe und Sendungen ist nicht möglich. Bücher werden unter der Überschrift „Eingegangene Drucksachen“ genannt.

Schriftleitung: Carl Lange,
Oliva b. Danzig, Ottostr. 3. Fernspr. 148.

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“ kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen.

Postcheckkonto: Stettin 6177 u. Danzig 7881. Bankkonto: Danziger Privat-Aktien-Bank Danzig.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft Mk. 3,20 zuzüglich Steuerungszuschlag.

Die Anzeigen werden berechnet: $\frac{1}{4}$ Seite Mk. 350.—, $\frac{1}{2}$ Seite Mk. 210.—, $\frac{1}{4}$ Seite Mk. 120.—
 $\frac{1}{8}$ Seite Mk. 65.—; Vorzugspläne teurer; bei Jahresaufträgen mit Nachlass.

Die Preise gelten in deutscher Währung.

Anschrift der Schriftleitung: Carl Lange, Oliva b. Danzig, Ottostraße 3. Fernspr. Oliva 148.

Anschrift des Verlages: Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H., Danzig, Langgasse 39. Fernspr. 106.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Kunst“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst u. Wissenschaft in Polen“

1. Jahrgang

Dezember 1920

Heft 9

Marienburg - ein alter Kulturmittelpunkt

Von Bernhard Schmid

Nahezu anderthalb Jahrhunderte, von 1309 bis 1457, war die Marienburg das Ordenshauptthaus und damit der Sitz der Preußischen Landesregierung. An mehreren Stellen, in Thorn, Kulm und Elbing, waren bürgerliche Gemeinwesen entstanden, die durch den Handel rasch emporblühten und auch den Künsten eine Heimstätte boten; ihnen traf jetzt Marienburg zur Seife, und zwar war es hier nicht so sehr die Stadt, als der Ordenskonvent, der zum lebenspendenden Mittelpunkt geistiger und künstlerischer Arbeit wurde. Zunächst fand die Baukunst hier umfangreiche Aufgaben; zeitlich lassen sich drei Bauperioden unterscheiden. Die erste, 1309 beginnend, umfaßt den Umbau des Hochschlosses und die erste Anlage des Mittelschlosses; als besonders wertvolles Denkmal dieser Zeit steht der Kapitelsaal mit seinen schlichten, sehr feierlich wirkenden Gewölben vor uns. Neue Baupläne unternahm dann der kunstfertige Hochmeister Luther, Herzog von Braunschweig (1331 bis 1335), der als Verwaltungsbeamter und erfolgreicher Förderer der Ansiedelung, wie als Freund schöner Dichtung sich besonders hervorgetan hat. Er zog einen Baumeister heran, der auch unter seinen Nachfolgern Dietrich von Altenburg (1335—41) und Ludolf König (1342 bis 1345) tätig war. Den Namen des Baumeisters kennen wir nicht, aber an seinen Schöpfungen sehen wir, daß er ein begnadeter Künstler war, ein Meister im Gestalten der Räume. Zwei Hauptwerke sind ihm zu verdanken, die Marienkirche im Hochschloß und der große Remter im Mittelschloß, beide durch Umbau nach dem Abbruch älterer Mauern gewonnen: gerade dieser Vorgang ist bezeichnend für ihn, nicht ängstliches Einrichten innerhalb vorhandener Mauern, sondern kühnes Drausgehen und Neuschaffen waren seine Art. Dadurch trifft er für jeden Raum die seinem inneren Wesen entsprechende

Form, in der Grufkapelle St. Annen die ernste Raumstimmung unter niedrigen, schweren Gewölben, in St. Marien hohe, leichte Gewölbe, die sich in glücklichem Rhythmus aneinanderreihen, und dann vor dem dunkleren älteren Teile, in dem die Ritterbrüder saßen, der fensterreiche, in farbiges Licht gefauchte Priesterchor, wie könnte man die Feierlichkeit und Erhabenheit des Gotteshauses besser ausdrücken? Den Eindruck auf die Zeitgenossen ersehen wir daraus, daß der Gedanke einer Unterkirche noch dreimal wiederholt ist, in Christburg, Marienwerder und Neuenburg, ohne freilich das Vorbild zu erreichen. Dagegen finden wir auf dem Lande bei Marienburg eine ganze Anzahl von Kirchen, deren Entwurf auf den Schloßbaumeister selbst, oder wenigstens seine Gehilfen zurückgeht, darunter die stattliche Pfarrkirche zu Gr. Lichtenau. — Im Großen Remter, der etwas später als die Schloßkirche entstand, hatte der Meister die Aufgabe, einen Festraum für die Ehrenfische zu schaffen; es schwelten ihm wohl die holzgedeckten Hallen der alten deutschen Königspaläste vor, die auch zweischiffig gegliedert waren. Diese Raumform bildete er für den steinernen Gewölbebau um, wobei er in den älteren Remtern des Hochschlosses Vorbilder fand, aber die Kühnheit, mit der er alle bisher erprobten Abmessungen übertraf, um einen weiten, recht feierlich wirkenden Raum zu bilden, das ist sein eigenstes Werk. Ebenso ist das Fortlassen eines Kreuzganges, die Fensteranordnung in beiden Längswänden sein Gedanke, so entsteht die eigenartige Stimmung des von zwei Seiten hineinflutenden Lichtes. Gar oft ist auf Burgen und Rathäusern versucht, etwas Ähnliches zu bauen, aber bis heute blieb der Große Remter unerreicht.

Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts finden wir wieder einen Schloßbaumeister bei der Arbeit und diesmal kennen wir seinen Namen, Nicolaus

Fellensteyn, der einmal auch Nicolaus der Maurer aus Coblenz genannt wird. Vielleicht hat ihn schon der Hochmeister Winrich von Kniprode (gestorben am 24. Juni 1382), der selbst ein Rheinländer war, aus der Heimat hierher gezogen, sein besonderer Gönner wurde später Konrad von Jungingen, der 1391—93 Trehler, und dann bis zu seinem Tode (30. März 1407) Hochmeister war. In Marienburg baute Fellensteyn den umfangreichen Erweiterungsbau des Mittelschlosses, ein Verwaltungsgebäude, gekrönt von zwei Rempfern. Wir nennen es jetzt seit 100 Jahren den Hochmeister-Palast, und dieser Name hat auch seine innere Berechtigung; die Zeitgenossen der Erbauung, die 1398 beendet wurde, nannten es „des Trehlers Gemach“. In der Gruppierung der Räume, wie in der Gestaltung der Außenseiten erweist F. sich als Meister, er verleugnet nirgends seine rheinische Herkunft, bildet sich aber seine eigene Formenwelt unter Verzicht auf schmückendes Beiwerk. Was er liefert, ist Baukunst schlechthin, in vollkommenster Übereinstimmung von Form und Inhalt, und das muß auf die Zeitgenossen nicht ohne Eindruck geblieben sein. Fellensteyn tritt voran, vor all den vielen Werkleuten jener Zeit, deren Namen wir kennen, als Vertrauensmann und baulicher Berater des Hochmeisters auf. Von ihm sind das Ordenshaus in Herren-Grebin und die stattliche Ordensburg in Bülow erbaut, und in Kischau wie in Ragnit und Tilsit war er als Bauleitender tätig. Er ist der erste, der in festem Jahreslohn angestellt war als Baubeamter, und behielt diese Stellung auch unter Konrads Nachfolgern bei. Hätte nicht 1410 der unglückselige Krieg die Kulturentwicklung Preußens gestört, so wäre sein Stil noch viel mehr der maßgebende geworden. Als er 1427 starb, zu den Zeiten des Hochmeisters Paul von Ruzdorf, zerrissen schwere Parteikämpfe das Land, der Orden verlor an Einfluß und Bedeutung, und es übernahmen die großen Städte, Danzig und Elbing voran, nun auch in künstlerischer Hinsicht die Führung.

Man hat immer die Amtsführung Winrichs von Kniprode als goldene Zeit des Ordens bezeichnet, doch fehlen aus dieser die schriftlichen Quellen. Dagegen wissen wir aus dem Trehlerbuche, daß Jungingen ein bedeutender Förderer der bildenden Künste war. Neben dem Baumeister Fellensteyn wirkte da ein Maler Peter, gleichsam als Hofmaler des Ordens. Von ihm wurde die Kapelle des Hochmeister-Palastes ausgemalt und 1402 in den Wintermonaten des 1398 vollendeten Trehler-Gemaches (des Palastes)

die Hochmeister-Bildnisse gemalt, von denen sich Bruchstücke noch erhalten haben. Auch er war auswärts, in Ragnit und Neidenburg, tätig, und für die Vielseitigkeit seiner Begabung spricht die Notiz, daß er als Miniaturmaler bei der Ausschmückung der großen kirchlichen „Sangbücher“ tätig war. Der Buchdruck oder irgend ein Vervielfältigungsverfahren waren damals noch unbekannt, um so höher ist die Freude am Buchschmuck einzuwerfen, und nur da, wo die Kunst eine sichere Heimstätte fand, wie ja auch in den Klöstern, konnte der Buchmaler seiner Arbeit nachgehen.

Aus der Zeit des Konrad von Jungingen sind uns die Namen von mindestens sechs Goldschmieden überliefert, die in dem kleinen Städtchen Marienburg lebten und lohnende Arbeit fanden, eine Zahl, die schon seit Jahrhunderten nicht mehr erreicht wird. Zwei Meister, namens Drisigmark und Werner bekamen besonders viel Aufträge vom Orden. Leider können wir ihnen mit Sicherheit keins der jetzt erhaltenen Stücke zuschreiben; ist doch bereits 1412 viel Silbergerät des Ordens in der Not des Vaterlandes eingeschmolzen. In den Dorfkirchen der Werder befindet sich aber doch noch etliches aus jener Zeit, das wir unbedenklich den Marienburgischen Werkstätten zuschreiben können, so ein Reliquiar in Königsdorf, und zwei Kreuze in Gr. Lichtenau und Fürstenwerder; sie verraten trotz reicher Ausschmückung den feinen abgeklärten Geschmack ihrer Verfertiger.

Zwischen Kunst und Handwerk bestand damals kein so großer Abstand wie heute, und mancher Handwerksmeister von damals war in seiner Erfindungsgabe ein Künstler, das gilt z. B. für die Orgelmacher und Uhrmacher, deren Tätigkeit in Marienburg um 1400 urkundlich verbürgt ist. Genauere Nachrichten haben wir über die Marienburgischen Glockengießer, die neben den Danzigerinnen ihren festen Platz behaupteten. Der Orden richtete in Marienburg eine Gießhütte ein, welche der Leitung des Glockmeisters Peter vom Steine (1398—1415), eines Ordensherren, unterstellt war; sein Wappen tragen jetzt noch mehrere Glocken in Pužig, Liebschau, Gr. Zündorfer bei Danzig und vor allem die schöne Marienglocke zu Mielenz. Besonders beachtenswert ist ein Marienburgischer Glockengießer, der sich durch eine Hofmarke kenntlich macht. Glocken von ihm hängen in Ladekopp, Fürstenau und Marienburg; er ist der erste, der die musikalischen Tond gesetze der Glocken erkannte und anzuwenden versuchte.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß die Marienburger Gießerei damals auch in erheblichem Umfange Geschüze goß, also noch auf einem besonders schwierigen Gebiete arbeitete. Seit jenen Zeiten sind fünfhundert Jahre ins Land gegangen, das Schloß sank von seiner Höhe herab, und die Stadt blieb Kleinstadt, bis erst in jüngster Zeit ein lebhafter Aufschwung einsetzte. Nur die stolzen Mauern des Schlosses trozten der Zeit und erzählen uns davon, daß hier einst die Künste blühten und eine sichere Heimstätte hatten, von der aus sie weithin das Land mit ihren Werken anfüllten. So, wie heute München, Dresden oder Berlin für große Gebiete die künstlerische Versorgung liefern, tat es damals auch Marienburg, und zwar schon zu einer Zeit, als Danzig noch nicht die führende Stellung im Lande hatte. In Marienburg ließen alle die Fäden der künstlerischen Arbeit innerhalb des Ordens zu-

sammen, und auch die Wechselbeziehungen zu den größeren Handelsstädten Preußens waren rege.

Von dieser einstigen Bedeutung ist Marienburg nur die Erinnerung geblieben, aber die möge auch nie erlöschen, denn die alte Kunstsäfte Marienburg ist ein leuchtendes Beispiel für das, was der Deutsche bei gutem Willen leisten kann, sie lehrt uns, daß politische Zusammenbrüche, wie im 15. Jahrhundert, alle Kulturarbeit erlösen. Wer mit diesem Gedanken das Schloß durchwandert, wird nicht nur Farben und Formen sehen und einen ästhetischen Genuss haben, sondern auch einen Wegweiser, um sich in diesen politisch so trüben Zeiten zurecht zu finden. Wir wollen unermüdlich für das Deutschtum arbeiten, möglichst einheitlich zusammengeschlossen, um all die idealen Güter alter und neuer Zeit, die deutscher Geist geschaffen hat, aufs neue für uns zu erringen.

Das eiserne Kreuz

Von Max von Schenkendorff

„Auf der Nogat grünen Wiesen
steht ein Schloß im Preußenland,
das die frommen deutschen Riesen
einst Marienburg genannt.

An der Mauer ist zu schauen
Bildnis, leuchtend, groß und klar,
Bildnis unsrer lieben Frauen,
die den Heiland uns gebar.

Lieb' und Glaube wollten geben
jener Fülle milden Reiz,
in den Lüften sah man schweben
in den Fahnen hoch das Kreuz.

Heil'ges Zeichen ward erlezen
fern im weisen Morgenland,
und nach seinem tiefsten Wesen
ward es deutsches Kreuz genannt.

Heil dir, alter Bund der Starken,
heil euch, edle deutsche Herrn,
von den frommen Christenmarken
hielten ihr die Heiden fern.

Ach, die Ritter sind gefallen,
ihre Tempel sind entweiht,
abgebrochen ihre Hallen —
auf den Särgen liegt ihr Kleid.

Um die kühnen Heldengeister
schlingt sich dieses Ordensband,
und der König ist sein Meister,
der das alte Zeichen fand.“

Immer nur das Löse, Neue
nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
alte Kraft und alte Treue
lebten kaum im Ritterspiel.

Doch ein Herr, dem alle weichen,
hat den Jammer fromm bedacht,
hat uns unser Ordenszeichen
aus der Gruft herausgebracht.

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
wieder deckt es unsre Brust,
und im Himmel noch die Ahnen
schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,
eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
was der Männer Herzen füllt.

Denn nur Eisen kann uns retten,
uns erlösen kann nur Blut
von der Sünde schweren Ketten,
von des Bösen Übermut.

Heil'ges Kreuz, ihr dunklen Farben,
seid in jede Brust geprägt,
Männern, die im Glauben starben,
werdet ihr aufs Grab gelegt.

Die Herstellung der Marienburg

Rückblicke und Ausblick

Von C. Steinbrecht

„Ein jedes Volk muß wie Alt England sein heiteres Westminster haben“, — sein Volks-Heiligtum, wo hoch und gering sich mit seinen vaterländischen Empfindungen zu Hause fühlt: Das war der Gedanke des Oberpräsidenten von Schön, als er nach den Freiheitskriegen 1815 die Stände Preußens aufrief zu der Wiederaufrichtung der nach vielem Misgeschick darunterliegenden Marienburg.

Es bedurfte für Marienburg kaum eines neuen Schlagwortes; denn Liebe und Anteil für dieses hebre Bauwerk wurzelten tief in seinen allerersten Anfängen.

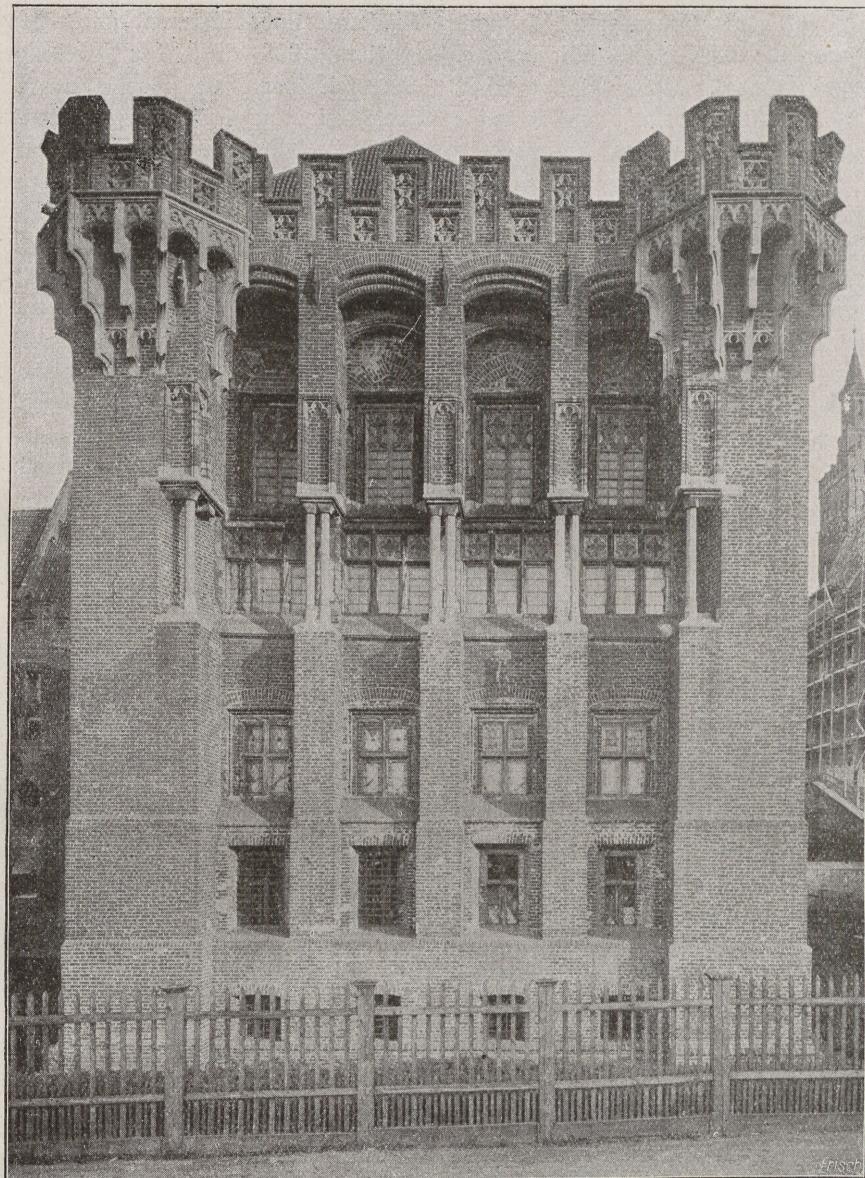
Als die Brüder vom Deutschen Hause sich und den deutschen Ansiedlern um 1280 das mächtige Hochschloß aufführten, da beseelte nicht roher Übermut ihre Pläne, sondern das feinfühlige Streben: all den Zauber heimatlicher Kultur in Altdeutschland: die ragenden Dome und Burgen am Rhein, den sprießenden Zierrat in den Kreuzgängen der Klöster und Kapitel, die farbprächtigen Säle der Pfalzen und Rathäuser auch hier in dem neuen Deutschland wieder vor Augen zu haben: die Ordensburgen in Preußen, die Marienburg voran, bedeuten so die Verkörperung echt deutschen Heimatfinnes. Das empfinden wir noch heut, wenn wir die Räume betreten, die Hallen durchwandeln und Ausblick halten in das Burgenland. Die Hochmeister haben die besten Kräfte aus der deutschen Heimat herbeigerufen: Winrich von Knippröde, Kölner Kind, schmückte die Schloßkirche mit Gemälden Meister Wilhelms, der kunstfeste Conrad von Jungingen baute durch Claus Fellensteyn aus Koblenz — wie die Schlösser im Lande, so das Bauwunder des Hochmeisterpalastes in der Marienburg. Bis in die Werke der Kleinkunst spricht sich zur Blütezeit des Ordens ein hohes Kunstleben, — oft das Mutterland noch übertreffend, aus. Darum haben die Ritterherren und die Landesbewohner in Preußen an ihrer Marienburg gehangen und schöpften aus diesen Gefühlen die Ausdauer, mit der sie nachmals um ihren Besitz und ihre Wiedergewinnung kämpften: bei der Verteidigung Heinrich von Plauens nach Tannenberg 1410, in den Kämpfen des Spittlers Reuß und des Bürgermeisters von Marienburg Bartholomäus Blume nach dem Landesabfall 1454. Tragisch klingt es nach in des alten, in

das östlichste Ordenshaus verschlagenen Ordensbruders Phantasien von den unterirdischen Schachkammern der Burg. Auch vom letzten Hochmeister Albrecht wird erzählt: all sein Sehnen sei dahin gegangen, noch einmal die Marienburg zu sehen.

Unter der polnischen Fremdherrschaft fuhr der Volksmund fort, die Burg mit Sagen von Reichstümern und ritterlichen Taten zu umspinnen, — und Kunst und Wissenschaft sehten für sie ihre Stimme ein. Es sei des Gemäldes Anton Möllers im Artushof zu Danzig gedacht und an Zeichnungen und Worte, die 1749 Gottscheds Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste enthält: darin gibt der Marienburger Rats herr Rosner durch Bahro Grundris und Durchschnitt von Meisters Sommerreiter, als einer „Probe von dem wunderwürdigen Schloß, das an großem Umsange und gemeiner Festigkeit schwerlich seines Gleichen gehabt“ nebst „einer gelehrten und mühsamen Abhandlung“ des Danziger Gelehrten Hanov über die Erbauungszeit. Gottsched selbst knüpft daran mahnende Worte zur Erhaltung dieses vaterländischen Baudenkmals, die an Höhe der Auf fassung den Betrachtungen eines heutigen Denkmaltags nicht nachstehen.

Es folgten große politische Wandlungen und der Rückfall an Preußen 1772. Noch einmal fuhr Ende des Jahrhunderts platter Nützlichkeitsfink vernachlässigend und niederbrechend über das Schloß dahin, während eben Gillys Künstlerstift seherhaft von den Ruinen unsterbliche Bilder festhielt. Doch gegen die Zerstörung erhob sich der Dichter Marx von Schenkendorf mit mächtigen Worten im Freimüttigen 1803 und hat durch seinen Weckruf für immer in den zuständigen Behörden des Staates und der Provinzen den ernsten Willen zur Ehrung und Erhaltung der Marienburg aufgerichtet.

Gleich nach den Freiheitskriegen 1815 wurden diese Gelöbnisse mit einem Opferfink und einer Begeisterung ins Werk gesetzt, dem ähnliches auf dem Gebiet der Denkmalpflege nicht an die Seite zu setzen ist. Der treue Hüter der Bewegung wurde Herr von Schön, der in unermüdlicher Arbeit die Stände und Körperschaften der Provinz aufrief zur Beibringung der Kosten, der Männer der Wissenschaft und Kunst zu



Der Hochmeisterpalast, erbaut von Claus Fellensteyn 1398

gewinnen wußte für die geschichtlichen und technischen Vorarbeiten: unter dem die Marienburg ihren Archäologen in Superintendent Häbler fand und den ausführenden Baumeister in dem Baurat Gersdorf.

Es war selbstverständlich, daß dies erste Bemühen 1815—40, an die am besten erhaltenen Teile, an den Hochmeisterpalast anknüpfen mußte. Dieser hatte ja schon immer eine besondere Anziehungskraft durch seine treffliche Steinmeiarbeit, die frischen Kunstformen und die einladenden Räumlichkeiten auf Besucher und Forscher ausgeübt, und die nachbildende Neuarbeit wirkte nun schöpferisch zur Wieder-

erweckung verlorener alter Künste: der Glasmalerei und der Ziegelbaukunst. In diesem Herstellungsabschnitt entstand das im engeren Betrieb noch lange Zeit sogenannte „Kunstschloß“. Das war wirklich Schöns Ideal, ein Westmünster Alt-Preußens, zu dem seine Bewohner pilgeren wie zu einem Heiligtum.

Kein geringerer als Eichendorff hat uns in einem trefflichen Dichterwerk diese Wiederherstellung der Marienburg besungen und wieder Verständnis für die alte Ritterzeit, für Leben und Wirken der Hochmeister und des Ordens in weite Kreise gefragt. Ihm folgte Heinrich von Treitschke mit seiner kritischen Behandlung

Marienburgs und der Ordensgeschichte und deren Bedeutung für Deutschlands Werdegang.

Je höher Marienburgs Wert als Wahrzeichen des Landes stand, desto treuer mußten sich an ihr die Zeiten wiederspiegeln: — Auf das redliche fleißige Aufwärtsarbeiten in Deutschland nach den Freiheitskriegen folgten 1830—60 wieder innere politische Kämpfe, die den Künsten und Wissenschaften nicht immer günstig waren. Da schwiegen auch die Bemühungen um den tieferen archäologischen Wert der Burg, eine flachere Auffassung nützlicher Verwertung machte sich breit. Anstatt in archäologischer Treue wie bisher Stein an Stein zu fügen, staffierte man den Eingang und die Mauern des Mittelschlosses, sowie Teile des Hochschlosses und der Umgebung mit allerlei romantischen spielerischen Zinnen, Türmchen und Giebeln aus, wie sie hier niemals bestanden hatten. Das verwässerte den Ernst der Arbeit und hatte schließlich einen Stillstand der allgemeinen Teilnahme an dem Wiederherstellungsunternehmen zur Folge.

Erst der Erfolg der Kriege 1870—71, der Aufstieg zum geeinten Deutschen Reich, brachte wieder Leben in die Marienburg. Die Baukünstler und die Wissenschaft wiesen die Möglichkeit einer getreuen, würdigen Wiederherstellung des alten, noch wüst und unverstanden daliegenden Hochschlosses bündig nach. Blankenstein (1873—74). Es bildete sich in Marienburg selbst ein Verein für dieses Bauziel (Marschall 1876) und breitete sich über die Provinz West- und Ostpreußen aus. (Burggraf zu Dohna-Finkenstein und Oberpräsidium 1884.) Und endlich gelang es durch beharrliche Einwirkung, auch von der Staatsregierung den Entschluß zur Herstellung des Hochschlosses herauszubringen. (Minister von Goßler 1886.)

Hiermit beginnt der zweite große Zeitabschnitt der Wiederherstellung. Die Beschaffung der Mittel stellte eine dem Verein für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg gewährte Staats-Lotterie sicher. Zur technischen Oberleitung wurde eine Ministerialkommission berufen (Adler, Spicker, Persius, Blankenstein), unter der in der örtlichen Bauverwaltung Verfasser dieses den Vorstand führte. Die Schwierigkeiten der Vielfältigkeit dieser Verwaltung ließen sich durch eine glückliche Andauer der Zusammensetzung überwinden. Nach gründlichen Vorarbeiten und Studien wird nun in dem ersten Jahrzehnt 1886—1896 der älteste Teil, das Hochschloß, in den äußeren Mauern, Gewölben,

Dächern und Türmen wiederhergestellt, im zweiten, 1896—1910, der Ost-, Nord- und der Nordteil des Westflügels im Mittelschloß, welche infolge des öfteren neuzeitlichen Umbaues bis in den Kern der Mauern arg erschüttert waren und deshalb nach Zeit und Mitteln einen verhältnismäßig großen Aufwand erforderten. Gleichzeitig ergab sich die Erfahrung, daß es nicht abgetan sei mit der engen Beschränkung auf die beiden großen Baukörper: man müßte diesen vielmehr nach innen Zweck und Gehalt geben, und nach außen, zum Verständnis und zur künstlerischen Wirkung, für Einkleidung in stimmungsvolle Umgebung sorgen. Es wurden gefährdete Sammlungen der einheimischen Provinzen erworben und in der Marienburg untergebracht, z. B. die bedeutende Bleullsche Waffen- und Rüstungssammlung, in Tüningen im Ermland entstanden und auf verwandten Grundsätzen wie das Marienburg-Unternehmen erwachsen. Eine großzügige Verwendung fand das Schloß, indem es neben dem Schaubesuch an die Stelle eines sonst in den Provinzen vorhandenen, in Westpreußen aber fehlenden alten Dynastenschlosses trat und seine Rämter und Höfe öffnete zu Festfeiern, z. B. zu den gelegentlich der großen Manöver stattfindenden persönlichen Zusammenkünsten und Vorstellungen zwischen Landesherrschaft und Provinzialständen, geteilt in einen Tag der Militär- und der Zivilbehörden. So tat das Schloß wichtige praktische Dienste, ohne daß ihm kleinliche dauernde Einrichtungen vorerst aufgedrängt wurden, bis das Ziel der archäologisch getreuen Vollendung erreicht sei. Eine dauernde notwendige Sorge trat namentlich in den ersten Jahrzehnten der Herstellung hervor: Man mußte das neu Geschaffene schützen vor entstellenden Bauten seitens der berechnenden Nachbarschaft, vielmehr eine stilvolle Umgebung durch Wiederherstellung der bemerkenswertesten mittelalterlichen Nebenbauten und Wehranlagen herbeiführen. Dazu erwarb man den in Privatbesitz übergegangenen und verzettelten Schloßgrund wieder in die staatliche Hand zurück und brachte ihn durch Abbruch oder Rekonstruktion in gehörige Übereinstimmung mit dem Schloß selbst. Diese Sorge um die innere Ausstattung und um das äußere Beiwerk erforderte viel Aufmerksamkeit und machte Jahrzehntelang fast die Haupfsache der Tätigkeit der Bauverwaltung aus.

Im Jahre 1912, wenige Jahre vor dem Weltkrieg gelangte die Wiederherstellung an einen entscheidenden Punkt.

Bisher hatte sich die seit 1882 begonnene Arbeit vor der bedeutendsten Erscheinung der Bauten, dem Hochmeisterpalast, dem Schönschen „Kunstschloß“ Zurückhaltung auferlegt. Man wollte nicht in die unter so ehrwürdigen Zeichen geleistete erste Herstellungsarbeit — obwohl offensichtlich grobe Unvollkommenheiten daran auffielen — übereilt hereinbrechen, ehe nicht bewiesen sei, daß man's heut besser versteht als damals und ein Recht zu Verbesserungen habe. Ist es doch schon an sich schwerer, ein schon einmal durch eine moderne Restaurierung gegangenes Gebäude auf seine ursprüngliche Form zu bringen, als das bei einem lediglich verfallenen oder zu einfachem Nutzbau umgeänderten Bauwerk, wie beim Hochschloß, der Fall war. Eine nochmalige zeitgemäße Überarbeitung des Palastbaus wurde also als letztes Stück aufgespart. Sie setzte 1910—13 mit einer sorgfältigen neuen Bestandsaufnahme ein, zog zu den bekannten Quellen noch die jetzt ans Licht gekommenen Beschreibungen aus polnischer Zeit zur Feststellung der Eigenart hinzu und stellte einen speziellen Bauplan zu seiner Instandsetzung auf.

Kaum jedoch war der notwendige Dachumbau über dem nogatseitigen Flügel, über Meisters Sommer- und Winterremter, begonnen, da brach unerwartet der Krieg aus, und bald verbot sich wegen des eintretenden Leutemangels eine regelrechte Fortsetzung. Wäre diese Störung nicht eingetreten, dann wäre es gelungen, innerhalb der vorhandenen Mittel und in der geplanten Zeit bis 1920 die Aufgabe zu vollenden. Dann wäre die Marienburg bis auf eine allgemeine Aufräumungsarbeit 1920 vollendet gewesen. Nun aber verzehrten sich in den sechs Kriegsjahren und den noch schlimmeren nachfolgenden Nöten die bereitliegenden angesammelten Baumittel durch die Aufrechterhaltung der Verwaltung. Große Teile des Bausonds gingen durch Anlegung in Kriegsanleihe verloren.

Nach diesen unglücklichen Ausgängen steht nun grade der edelste Teil der Burg, der kunstgeschichtlich äußerst wertvolle Hochmeisterpalast in ungünstigster Lage vor uns, die begonnenen Dachumbauten sind nicht abgeschlossen, in vielen Teilen hält er nicht einmal dem Wetter stand, und unserer Zeit ist die Pflicht auf das Gewissen gelegt, hier einen helfenden, das Gebäude sichernden Abschluß herbeizuführen. Ähnlich steht es noch an einzelnen mehr oder weniger wichtigen Stellen der Burganlage: am Abschluß des Südgrabens gegen den Johannisschulplatz

und städtischen Markt und an dem bezeichnenden Burgweg über das Plauenbollwerk im Osten.

Die Marienburg hat in den schweren Tagen der fremdländischen Besetzung und der Abstimmung als Wahrzeichen des Deutschtums wacker seine Schuldigkeit getan, hat die einheimischen und zuströmenden Deutsch-Preußen sammeln helfen und sie aufgerufen zum Zusammenhalt und zu begeistertem Kampf. Weit sichtbar ragte sie über die Lande; und soll noch weiter helfen in künftigen schweren Zeiten als Sammelpunkt der Deutschen und Stärke der deutschen Kultur. Die Bevölkerung braucht mehr wie je dieses Panier und nationale Heiligtum.

Der Marienburg-Verein hat die Führung der Sache in den Händen: er wendet sich an Herz und Verständnis der einheimischen Bevölkerung und ganz Deutschlands. Die Behörden, — Finanzministerium, Minister des Innern und Minister der Wissenschaften, K. u. B. — sind vereint vorangegangen, dem Verein durch Zusicherung einer Fortsetzung der bisher bewährten Lotterieziehung Unterstützung angedeihen zu lassen. Schon der bevorstehende Winter könnte die ersten Erfolge bringen.

Ein Körnchen des kunstgeschichtlichen Erfolges, der uns grade in dieser Bauruhe während der Kriegsjahre aus eifriger Forschungsarbeit beschert wurde, sei zum Schluß erwähnt:

Über den Hochmeisterpalast, den gefeierten Hauptteil des Schlosses, auf den es jetzt hauptsächlich ankommt, — der uns nach Erbauungszeit und Urheberschaft bisher noch ein Rätsel geblieben war, ist jetzt durch Eindringen in seine Eigenart, durch den Vergleich mit ähnlichen Bauten und durch Auffindung personaler Nachrichten ein helles Licht verbreitet: — Es konnte festgestellt werden, daß er mit den großen Aufschwungsplänen des Ordens unter Meister Winrich zusammenhängt, und daß er unter dem kunstfertigen Meister Conrad von Jungingen in größter Erwartung der Zeitgenossen seine Fertigstellung feierte — 1398. Baumeister war der in den Rheinischen Monumentalbauten erprobte Meister Nicolaus Fellensteyn, der, aus Koblenz zugewandert, Marienburger Bürger wurde und die edle Kunst seiner alten Heimat mit dem schöpferischen Zug der Preußischen Bauweise zu einem wunderwürdigen Bauwerk verknüpfte.

Möchte diese kunstgeschichtliche Entdeckung glückverheißend sein und werben helfen für einen sicherer würdigen Abschluß der Marienburg-Wiederherstellung.

Marienburg, ein Städtebild

Von Bernhard Schmid

Nachdruck und Nachbildung verboten.
(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901.)

Es gibt nichts Anheimelnderes als die deutsche Kleinstadt. Man wandert gern in die großen und denkmälerreichen Städte, wie Nürnberg und Hildesheim, wo man auf Schrift und Tritt alten Kirchen oder Bürgerhäusern begegnet, aber die Fülle wirkt zuweilen doch erdrückend. Freilich spricht auch ein stolzer Geist aus diesen Monumentalbauten, man sieht die mittelalterlichen Kirchenfürsten, die für die deutsche Politik einst tonangebend waren, im Geiste vor sich, oder, wie in Danzig, die hanseatischen Kaufherren, deren Schiffe einst die nördlichen Meere beherrschten. Nichts von all dem in der Kleinstadt, selbst wenn sie der Stätte großer Ereignisse nahe liegt; dafür zeigt sie in anschaulicher Weise die Urform des Städtewesens, aus der sich die großen Handelsstädte erst entwickelt haben.

Der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens war und ist noch heute der Markt; wie eine breite Verkehrsader durchzieht er die Stadt Marienburg, im Süden gesperrt durch das alte Stadttor. Vielfache Brände, zuletzt 1875, 1899 und 1902 haben die alten Bürgerhäuser bis auf eine geringe Zahl zerstört, eine alte Einrichtung ist ihnen aber geblieben: die Lauben. Deutsche Ansiedler brachten vor Jahrhunderten aus dem Süden, aus Schlesien und anderen Landschaften diese Bauart in ihre neue Heimat, und die Nachkommen haben freudlich daran festgehalten. Vielleicht war sie auch in Mitteldeutschland, wo sie im Städtebau jetzt fast ganz verschwunden ist, einst üblich, wie denn die Laube einen so selbstverständlichen, naturgemäßen Baugedanken verkörpert und daher in ihrer Verbreitung früher an keine Volksgrenzen gebunden war.

Für das Städtebild ist die Bauart von künstlerischer Bedeutung: diese wechselvollen Bogenreihen und die im Halbschaffen liegenden Laubenhallen schmücken den Platz, den sie umkränzen, es sind große, monumentale Formen da, und manche Un geschicklichkeit in der baukünstlerischen Behandlung der Giebel kommt uns dabei kaum zum Bewußtsein. Noch immer sind „die Lauben“, wie der Marktplatz genannt wird, der Mittelpunkt des Städtchens, mögen auch große Häuserviertel und wichtige Behördenhäuser draußen in den Vorstädten entstanden sein. Unter den Laubengängen finden die Marktleute ihren bevorzugten Stand, gegen Sonnenbrand, wie

Regen gleichermaßen geschützt; noch liegen die angesehensten Kaufhäuser unter den Lauben. Hier findet sich nach Feierabend, oder am Sonntag mittag, die junge Welt Marienburgs zum „Laubenbummel“ ein, aber es ist auch die Ehrenstraße, auf der wir unsre heimkehrenden Truppen begrüßen, oder den ausziehenden das Geleitwort zuriessen. Im großen Städtekriege (1454 bis 1466) ging es hier blutig zu; das Schloß war schon in polnischer Hand, in der Stadt verteidigten sich wacker die deutschen Bürger und mußten es sich gefallen lassen, daß man ihren Markt beschüß.

Am Nordende der hohen Lauben liegt die katholische St. Johannis Kirche, seit der Stadtgründung, 1276, schon die Pfarrkirche der Stadt; sie wurde 1457—60 zerstört und erstand darnach allmählich neu aus den Trümmern. Als Hallenkirche, mit reichen Neugewölben, mäßig hoch entwickelt, aber weiträumig und licht, zeigt sie anschaulich die am Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland herrschende Form der Gotik, die ein neuerer Forscher — Gerstenberg — so treffend deutsche Sondergotik genannt hat. Auf dem massiven Turmunterbau steht ein hölzerner Glockenturm. Geldknappheit nach schwerem Kriege mag damals, Ende des 15. Jahrhunderts, dazu geführt haben, daß man sich dieser echt deutschen, und so zweckmäßigen Bauweise entzann. Nichts Hohes, Himmelstrebendes hat dieser Bau, der mit bescheidenen Mitteln errichtet ist, und doch so feierlich wirkt. Die Erhabenheit des christlichen Glaubens, der hier seit mehr als sieben Jahrhunderten verkündet wird, genügt, um den Bau zu adeln. Und wunderbar ergreifend ist es, wenn sein volles Geläut erkönt, gefragt von dem mächtigen Klange der großen Annen-Glocke, die ein kundiger Marienburger Meister 1502 hier goß.

Nächst der Kirche ist das Rathaus, mitten in den niederen Lauben gelegen, das bedeutendste Bauwerk der Stadt. Ende des 14. Jahrhunderts ist es erbaut, außen mit Giebeln und Zinnen und zwei stattlichen Wehrkern geschmückt. Ein zierlicher Dachreiter steigt aus dem Dache empor, nach dem letzten Brande 1901 in alter Form erneut. Von hier erkönt, heute noch, zu Festeszeiten der Choral der „Stadtpfeifer“, uralter Sitte entsprechend. Als 1808 der letzte französische Soldat die Stadt verließ, erscholl von hier aus das Lied „Nun danket alle Gott“.

Wir betreten das Innere; unten, wo früher Brothänke lagen, ist jetzt die Sparkasse eingerichtet. Oben sind zwei schön gewölbte Räume vorhanden, einst die beiden Sitzungszimmer des Rates und der städtischen Schöffen. Nicht als ein Kaufhaus, wie in den meisten mittelalterlichen Städten, ward dieser Bau errichtet, sondern lediglich als Verwaltungsgebäude, für das 14. Jahrhundert eine bemerkenswerte Tatsache. Doch lagen hinter dem Rathause die städtischen Fleischhänke und Kaufhallen, und Namen wie Fleck-, Bechler-, Krämer- und Hökergasse geben davon noch heute Kunde. Überhaupt sind die alten Gassennamen — der Ausdruck Straße war in Marienburg bis 1870 fremd — eine wertvolle Geschichtsquelle. So kündet uns jetzt allein die Gildegasse die Stelle, wo einst die Gilde und der König-Artushof, der schon 1365 erwähnt wird, lag.

Auf zwei Seiten, im Osten und Süden, ist die alte Stadtmauer erhalten, lückenhaft und beschädigt, aber doch so, daß wir die Eigenart der Maueranlage überall erkennen können, und an der Nogat ist auch der tiefe Stadtgraben unverändert, im Frühjahr, wenn die Obstbäume blühen, ein liebliches Bild. Als bedeutende Denkmäler alter Wehrbaukunst stehen die beiden fröhlichen Türme des Töpfertores und des Marienstores, jenes die Elbinger Heerstraße überschauend, dieses den Markt und die Straße nach Marienwerder sichern. Ein altes, noch im 15. Jahrhundert entstandenes Bild im Danziger Artushof zeigt uns diese Tore, samt den anderen Mauertürmen, als Stützpunkte der Verteidiger bei der Belagerung von 1457—60. Darum sind die Tortürme heute mahnende Denkzeichen; sie mahnen, daß die noch jetzt unerledigten Nationalitätengegensätze uralt sind, und wir heute, wie damals, für uns selber einstehen müssen.

Der Reichtum der großen Handelsstädte Thorn und Danzig blieb Marienburg versagt, aber doch erhielt es sich einen gewissen Wohlstand. Noch

steht ein Bürgerhaus mit ansehnlichem Backsteingiebel aus der Zeit, als man die Schäden des Städtekrieges auszuheilen begann (das Haus Krüger in der Schmiedegasse), und aus dem behäbigen Zeitalter vor und nach 1700 wird der aufmerksame Wanderer manches stattliche Haus mit barockem Schweifgiebel entdecken; in neuzeitlicher Umgebung sind sie vereinzelt eindrucksvoller, als wenn sie noch vollzählig ständen. Beischläge sind an Laubenhäusern nicht ausführbar, dafür hat Marienburg in seinen Schrobrettern eine Besonderheit: Sitzplätze vor dem Laubengang, oft leicht überdacht, in denen

die Laubenbewohner gerne sitzen und an schönen Sommertagen auch den Nachmittagsimbiß einnehmen, heute, wie vor Jahrhunderen.

Den Aufschwung der letzten Jahrzehnte hat auch Marienburg mitgemacht, als Kreuzungspunkt wichtiger Bahnlinien und als Hauptort des Kreises, der die fruchtbaren Werder des Weichsel-Nogat-Mündungsdreiecks umfaßte.

Vier höhere Schulen, umfangreiche Kasernen, eine Zuckfabrik und eine Zigarrenfabrik legen davon Zeugnis ab; doch auch hier finden wir

noch alte Bauwerke. In der südlichen Vorstadt steht die 1712 erbaute evangelische Kirche, deren Wetterfahne das Bild ihres Namenspatrons, des Ritters Georg trägt. In Zeiten schwerer Bedrängnis durch polnische Machthaber entstand dieser Bau auf der Stätte eines Ordensspitales. Opferstinn der Gemeinde und Liebesgaben ganz Deutschlands brachten den Bau zustande, der außen sehr schlicht ist, aber durch die Lage zwischen hohen Bäumen freundlich wirkt. Reiches Schnitzwerk am Gestühl, am Altar und der Kanzel zeigen uns die künstlerische Leistungsfähigkeit der damaligen Handwerker. Der Deutsche Ritterorden war zugleich als Spitalorden im Morgenlande gestiftet, und hier, wo sein Haupthaus stand, hatte christliche Miltätigkeit vier Spitalanlagen errichtet. Das größte, zum heiligen Geist, ging in der napoleonischen



Aufg. v. K. Müller Alte Laubenhäuser auf den „Hohen Lauben“

Zeit unter, zwei andere schon früher, eines mit dem bezeichnenden Namen *Jerusalem-Spital* steht aber noch draußen an der Landstraße nach Marienwerder, im Kern des Mauerwerks noch die mittelalterliche Fachwerks-Zimmerung bewahrend. Es ist ein lohnender Spaziergang von diesem Spital aus, rings um die Stadt auf den Hügeln alter Pruzzeniedelungen. Hier kommen wir an ein vielbewundertes Denkmal alter Wasserbaukunst, den *Mühlengraben*. Auch ihn haben die vielerfahrenen Ordensritter angelegt, meilenweit, durch Schluchten und Hügelreihen das Wasser der Stuhmer Seen sich heranleitend. Zur Trinkwasserversorgung der Stadt wird er nicht mehr benötigt, und die Schloßgräben brauchen auch kein Wasser mehr als Vertei-

digungsmittel, aber die sechs Kornmühlen arbeiten heute, wie vor Jahrhunderten, und in dem Zeitalter der Kohlenknappheit wird die Wasserkraft besonders dankbar hingenommen. Was unsere Vorfahren schufen, war wohldurchdacht, weit vorausschauend; noch heute zeihen wir davon — jeder Gang durch das Städtchen legt Zeugnis davon ab. Diesem Vorbilde nachzuleben waren wir ernst bemüht, und dieser Eifer soll auch jetzt nicht erlahmen, seit der Nogatstrom, der die Stadtmauer bespült, Landesgrenze geworden ist. Ein alter hanfischer Spruch sagt:

*Discat posteritas majorum fortia facta
Sectari patriae ne cadat urbis honos. *)*

*) Möchten die Enkel doch lernen, der Vater tüchtiges Wirken
Fortzusetzen mit Kraft, während des Vaterlands Ehr!

Der landschaftliche Rahmen der Marienburg

Von Professor Friß Braun, Dt. Eylau

Man rühmt der Erinnerung nach, daß sie alle Bilder und Vorstellungen übergoldet, das Helle noch lichter hervortreten läßt und über das Dunkle, Schreckhafte wohltafige Schleier spreitet. Doch die Erinnerung vergoldet nicht nur, sie stilisiert auch, vorausgesetzt, daß der Mensch sich die Dinge, auf welche es ankommt, durch eine reiche Fülle sinnlicher Wahrnehmungen wirklich zu eigen gemacht hat. Alles Nebensächliche, allen beiläufigen Kleinkram folgt die Erinnerung mit gelassener Hand von der Bildfläche und läßt dafür das wirklich Wesenhafte und Bezeichnende desto schärfster hervortreten.

Zwölf Jahre gingen ins Land, seit ich zum letzten Male auf raschem Dampfer, vom Bosporus kommend, in das Goldene Horn einfuhr, und doch brauchte ich nur zum Griffel zu langen, um die eindrucksvollen Umrisse der Seraispitze im Handumdrehen hinzuwerfen. Vermutlich wäre keine einzige Linie des Bildes ganz richtig, und doch dürfte das Ganze die Seele, das Wesen jener Stätte gefreulich wiederspiegeln. Heute, da mir jene Lande verschlossen sind, überkommt's mich oft wie wilde, an Ketten rüttelnde Sehnsucht, wenn ich der Tage gedenke, da ich mit lieben Weggefährten am blauen Bosporus in der Reblaupe des Kaffeewirts rastete und nach den Glycynienblüten über mir haschte, um sie der liebsten Gesellin zu bieten, wenn ich mich zurückträume in jene sommerlichen Mondnächte, da ich in Kleinasiens Steppen auf das einschläfernde Rauschen des Brunnens lauschte, und die Kalkschroffen der fernen Gebirge gespenstisch zu mir

herübergrüßten. Und doch ist mir jene Welt nicht fern. Weil ich sie selber nicht mehr auffinden darf, ziehen ihre Bilder wieder und wieder durch meine Seele, immer einfältiger, größer und wesenhafter, und sollte ich sie heute meinen Landsleuten schildern, so würde die Darstellung ihrem tiefsten Wesen vielleicht näher kommen als wenn ich das damals getan hätte, da jenes Landes Sonne mir lachte.

Was hat das alles mit Marienburg zu tun? höre ich schon den ungeduldigen Leser fragen. O gar viel! Auch der stillen Nogatstadt, in der ich drei Jahre meines Lebens weilte, bin ich schon zehn Lenze entrückt, und nur dann und wann führte mich ein flüchtiger Besuch an die Stätten zurück, wo ich das Beste fand, das die Erde ihren unsäglichen Kindern schenkt, eine Heimat in Menschenherzen. So gruben sich denn auch die Bilder des freundlichen Nogatgaues für alle Zeiten in meine Seele ein.

Eben noch hatte Stambuls Märchenwelt auf meine empfänglichen Sinne gewirkt, kaum eine Woche war vergangen, da ich mit dem letzten Blick die lieblichen Gefilde umspannte, die mir der Jugend Lust, der Jugend Leid geschenkt hatten, da schrift ich eines Tages gegenüber den hohen Zinnen der Marienburg auf dem Nogatdamm ruhelos hin und her, her und hin, ein Ovid in Tomi. Regengrau war der Juli ins Land gezogen, schwer lastete der niedere Himmel auf der ebenen Flur, und ich fragte mich bang: „Wie soll diese Hude dir Heimat werden?“ Aber andere Tage kamen herauf, über die weinum-

rankten Mauern des Parchams warf der Herbst seinen Scharlachmantel, der Vollmond übergoß die glitzernde Bahn des gefrorenen Stromes mit seinen zauberhaften Lichtern, und über die Wiesen der Nogatkämpen schüttete der Junker Lenz die goldene Pracht der Butterblumen.

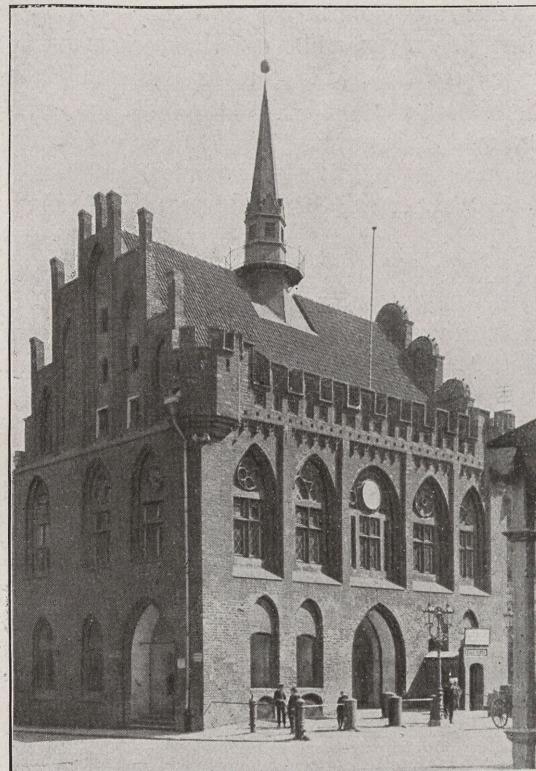
Da tönte auch mir die Sprache jener Landschaft immer inniger und vertrauter, ich fuhr „nach Hause“, wenn ich von weiter Wanderfahrt nach dem stillen Marienburg zurückstrebte, und stand mit den verschrobenen Weiden an der Werderkrift, dem alten Maulbeerbaum im Parcham des Ritterschlosses bald auf du und du, und wenn heute die Offenbarungen irdischer Schönheit an mir vorüberziehen, deren ich mich in meinem Leben erfreuen durfte, ist darunter auch manches Bild aus der Umgebung des hohen Schlosses, die uns die Leute als so reizlos und eintönig zu schildern pflegen.

Es gibt in unserer Ostmark manchen vielgerühmten Ort, an dem die Umgebung die Hauptache ist, so daß die Siedlung dagegen ganz und gar zurücktreten muß. Bei der Marienburg ist das anders. Der gewaltige, hohenragende Bau ist viel zu groß und eindrucksvoll, um zum bloßen Beiwerk herabzusinken. Durchwanderst du im Weichbilde der ägyptischen Königsgräber die gelbe Wüste, so magst du es anfangen, wie du willst, immer wieder zeichnen sich die Umrisse der Pyramiden auf deine Nehhaut. Nicht viel anders ergeht es uns bei Marienburg. Ob du östlich oder südlich der Stadt zwischen laubreichen Chausseebäumen hindurch über wogende Kornfelder blickst, ob du von der Einfahrt des Werdergehöfts zu den grünen Wiesen hinüberschaust, ob du auf dem hohen Waldauer im Süden der Stadt weilst und das ruhevolle Bild des reichen Stranddeltas zu deinen Sinnen spricht, immer steht mit einem Male die königliche Burg der

Weihmäntel im Mittelpunkt des Ganzen, die grüne Landschaft beherrschend und durchgeistigend. Am meisten kommt dir das zum Bewußtsein, wenn du von dem Westufer der Nogat zu dem Hochmeisterpalast hinüberblickst. Steht die Marienburg dann nicht da wie eine Königin? — Ihr Diener ist der Strom, der fast demütig zu ihr ausschaut, ihr Vasall das Städtchen zur Rechten, das, ob es gleich das hohe Fluszufer besetzt hält, neben dem machtvollen Bau bescheidenlich zusammenschrumpft. Und es geht dir mit diesem Bauwerk wie mit allen Schöpfungen wirklich großer Kunst. Wieder und wieder kannst du seinen Anblick genießen, ohne seiner je müde zu werden, ebenso wie niemand überdrüssig werden möchte der Gesänge Homers oder Goethischer Lyrik. Drei lange Sommer hindurch saß ich beinahe Tag für Tag dem hohen Werke grade gegenüber neben dem alten Amtsgenossen Nadrowski stundenlang am Abhang des Damms, das Reich der Muttersprache auf beschaulichen Gängen durchwandernd. Nie kam uns der Gedanke, einen anderen Platz zu suchen, und ordentlich wehmütig nahmen wir Abschied von Strom und Burg, wenn schwarzgraue Wolkenschwaden über

den Himmel flogen, regnerische Wochen verheizend, die uns ans Zimmer fesseln mußten.

Schon an der Burg selber sind architektonische und landschaftliche Reize wundersam mit einander verschmolzen. Um das zu erkennen, brauchst du uns nur in das stille Gärchen im Parcham zu folgen, wo Granatkäpfel in hohen Kübeln das steinerne Brunnenbecken umgeben, Feigenbäume ihre großen Blätter der Sonne entgegenrecken und an der hohen Burgmauer die süßen Pfirsiche purpur glühen. Das ist nicht Landschaft allein und nicht Architektur; beide verschmelzen hier zu einer dritten höheren Einheit. Am liebsten rasten wie da im Herbst, wenn die Sonne noch



Aufg. v. K. Müller

Rathaus

einmal, Abschied nehmend, eine Fülle warmen Lichtes zur Erde herniederfluten läßt, daß die Polster des wilden Weins an der Burgmauer in noch satteren, glühenderen Farben leuchten. Ist ein gar vornehmer Herr, der Herbst, ruhig und versonnen. Still und doch so eindringlich ist seine Stimme und abgeklärt und friedvoll die Weisheit, die er lehrt. Das empfanden wir hier ebenso wie vor den stillen Landhäusern des lieblichen Jäschkentals, die der Herbst in ähnlicher Weise verklärt, wenn der Wilde Wein an der Gartenmauer loht wie ein Scharlachmankel und kein Blättchen an den goldbraunen, vom Sonnen-glaßt überschütteten Kastanien sich regen will. Lautes Leben paßt nicht zu solchem Bild, desto besser aber die hohe, milde Frau auf der sonnigen Veranda, die das Leben, das ihr die weißen Fäden ins Blondhaar spann, auch die frößliche Wahrheit lehrte, daß die Liebe nimmer aufhört im Erdenland.

Und ebenso wie hier einen sich Landschaft und Architektur auch drunten im Burggraben, wo lichthungrige schlanke Eschen gen Himmel streben, um aus dem Reich des Moders den Weg zu finden zum Sonnenstrahl, und an den alten Grabmalen der Ritter, wo in den Zypressen der rotbrüstige Hänfling lockt und das Schwarzpäppchen in den blaubereisten Fichten seine süßen Weisen dichtet.

Selbst die Nogat, der breite Strom, vermag in der Nähe des Schlosses ihre Selbständigkeit in landschaftlicher Hinsicht nicht recht zu behaupten. Ohne die Burg erscheint uns das Strombild und ohne die Nogat das Bild der Burg nur halb und unvollständig, erst sie beide zusammen ergeben jene köstliche Einheit, an der du auch dann deine Freude hast, wenn der grimme Winter regiert und das Volk der Schlittschuhläufer im Mittagssonnenchein den schimmernden Fluß belebt. Wäre das nicht ein Vorwurf gewesen so recht nach dem Herzen der lebensfrohen Niederländer, der wahrheitsfürchtigen, wahrheitsliebenden? Noch mächtiger wirkt diese Szenerie auf unsren Sinn, wenn die Teertronnen lohn in der Winternacht, bei deren wehenden, wabernden Flammen die hohen Giebel bald aus dem Dunkel tauchen, bald wieder in schwarze Nacht zurück sinken.

Pilgern wir in den grünen Kämpen am linken Stromufer gen Süden, so schrumpft das Bild der Burg, so wesentlich es auch für die Landschaft bleibt, mehr und mehr zusammen und gönnt der grünen Flur ihr Sonderdasein, ihr eigenes Leben.

Und gar manches gab es zu meiner Zeit in den Kämpen zu sehn, in dem stillen Reich zwischen dem breiten Fluß und dem müde durch die Niederrung dahinschleichenden Nogatdamm. Gar manches zu sehen und zu hören. Hier in dem Dickicht der mannshohen Weiden, wo uns der Schilffänger immer wieder durch neue Melodien überraschte und festhielt, dort auf der grünen Trift, wo die Stare zwischen den schwarzweissen Kühen kopfnickend einhertrippelten, während die Kiebitze wie schimmernde Irrwische in ewig wechselnden Flugbögen durch die sonnigen Lüfte gaukelten.

Wo überkam uns des Sommers müdes, traumseliges Behagen stärker als hier, wenn die Goldrauten und das dicht zusammengedrängte Heer hochaufgeschossener Korbblütler in lichtem Golde leuchteten, auf dem buschumhegten Weiher ein einsames Bläzzhuhn glitt und rief, rief und weiterglitt und der Goldammer auf dem ausgedienten Tränkeimer nach immer gleichen Pausen seine stammelnde Weise sang?

Freundlich genug war ja auch der Weg längs der blühenden Hecken am Mühlgraben zur obstreichen Landmühle, aber jener Flur fehlte doch die stimmungsvolle Eigenart der Nogatkämpen. Sie bilden den besten Vordergrund der Landschaftsbilder, über die der schlanke Turm der Burgkirche hinweggrüßt. Er schaut noch zu uns herüber, wenn wir uns am Ufer des umbuschten Altwassers in das weiche Wiesengras beftten, wo kein Lauf der aufgeregten Welt unsre Einsamkeit stört. Noch immer winkt er uns zu, so wie ein großer Gedanke, der unserem Leben den Weg und die Richtung weist, uns selbst am Feierabend nicht entlassen will aus Bann und Fron.

Da ich diese Zeilen niederschreibe, weile ich seit Jahr und Tag in dem laubreichen Geserichgau, mich tief einspinnend in das geheimnisvolle Leben des Waldes, aber dann und wann überkommt mich doch eine rechte Sehnsucht nach jenen Stunden, da ich über die von tausend Butterblumen goldig leuchtenden Kämpenwiesen der Nogat zuschritt, dem Schlosse zu, das in der durchsonnten Luft ordentlich jung erschien, wie eine hohe Frau, die sich in einer Stunde glückseliger Erinnerung noch einmal mit all dem glühenden Schmuck geziert hat, in dem sie einst wanderete an des Liebsten Hand. Und mit diesem Bilde des Frühlings wollen wir Abschied nehmen von der hohen Burg und ihrer grünen Flur. Mag es mittlerweile auch Winter geworden sein im Weichselland, Deutschtum und Frühling, Deutschtum und Glauben gehören doch zusammen!

Des Sommers sattes Behagen, sein Reichtum und seine Fülle passen nicht zu unseres Volkes herber Art. Wenn aber der Wintersturm durch die Forsten bricht und alte Eichen beben bis ins Mark, dann leuchtet des Deutschen Blick heller

und sieghafter, weiß er doch, daß nach allem Sturm und Graus der lichte Lenz kommen muß und mit ihm ein junger Siegfried, in dessen Brust die guten Geister wohnen, die den Sieg zu bannen wissen, die Liebe und die Kraft.

Wie es um das Jahr 1350 auf der Marienburg einem Schreiber erging

Von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Günther

Nicht von kriegerischem Heldenmut oder kluger Staatskunst, zwei Begriffen, die in unserer Vorstellung immer untrennbar mit dem stolzen Namen der alten Ordensburg verbunden sind, sollen die folgenden Zeilen berichten, sondern von einem ganz gewöhnlichen Menschenschicksal, von den mehr

Leiden als Freuden eines armseligen Schreibers, den sein Lebensweg in längst entchwundenen Tagen — um die Mitte des 14. Jahrhunderts — für kurze Zeit auf die Marienburg geführt hat.

Dass in hoher amtlicher Stellung befindliche

Ritter des Deutschen Ordens sich vielfach Schreiber hielten, die ihnen besonders ihre Geschäftsbücher zu führen hatten, ist uns aus den in letzter Zeit herausgegebenen Marienburger Amtsbüchern des Ordens hervorreichend bekannt. Aber auch angesehene

nere Priesterbrüder des Ordens mochten wohl gelegentlich einen Schreiber in Dienst nehmen, der ihnen Meßbücher und Predigten abschreiben, daneben aber auch vorlesen und, wenn er selbst Geistlicher war, sogar bei der Verrichtung der geistlichen Amtsgeschäfte zur Hand gehen konnte.

Von einem Schreiber dieser letzten Art, der bei einem Geistlichen auf der Marienburg in Dienst gestanden hat, stammt ein eigenhändig von ihm geschriebener lateinischer Brief, in dem er von seinen Erlebnissen im Ordenschlosse berichtet. Ich fand das Schreiben — ein längliches Pergamentblättchen, das dem Charakter der Schriftzüge nach um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusehen ist, — in einem Handschriftenbande der Danziger Marienkirche, in dem es später zur Hinterklebung eines zum Teil ausgeschnittenen Blattes



Auflg. v. K. Müller

Töpfer Tor

Verwendung gesunden hatte. Die Schrift ist heute an manchen Stellen stark verwaschen und war daher oft nicht ganz leicht zu entziffern.

Geschrieben ist der Brief, wie sich aus der Überschrift ergibt, von einem gewissen Matthäus (oder Matthias) „an seinen ganz besonderen Freund, den Magister Alexander, Schulrektor in Königsberg“. Beide Männer sind uns sonst unbekannt. Die Absicht des Brieffschreibers war, dem Königsberger Freunde zu schildern, wie es ihm auf der Marienburg ergangen ist, und sich seine Hilfe und Fürsprache zu erbitten. Er gehört nämlich, wie er in dem Briefe selbst sagt, zu den Unglücksvögeln, bei denen ein gelegentlicher Glückssfall immer sofort einen gründlichen Rückschlag im Gefolge hat. So ist es ihm auch diesmal ergangen. Von einem Gönner namens Bernhard ist er in den Dienst eines Herrn Friedrich von Sulz empfohlen worden, eines Priesterbruders des Deutschen Ordens, von dem wir annehmen dürfen, daß er als Kaplan des Hochmeisters oder in ähnlicher Stellung auf der Marienburg tätig war. Ist er, wie wahrscheinlich, mit dem Doktor des geistlichen Rechts Friedrich von Sulz identisch, der uns gelegentlich zu Anfang der zwanziger Jahre des 14. Jahrhunderts als Pfarrer von Thorn begegnet, so haben wir uns ihn während seines Aufenthalts auf der Marienburg als einen bereits ziemlich betagten Mann vorzustellen, der sich schon seines Alters wegen die Bequemlichkeit eines Schreibers wohl gönnen durfte. Im übrigen war er ein strenger Herr, von dem man wußte, daß seine Untergebenen es nicht gerade leicht bei ihm hatten, denn als unser Matthäus auf die Marienburg kommt, wird ihm — so erzählt er in dem Briefe — noch bevor er sich seinem neuen Herrn vorgestellt hat, von glaubwürdigen Leuten dringend abgeraten, den Dienst bei Herrn von Sulz anzutreten, und nur die Rücksicht auf seinen Gönner Bernhard, dessen Empfehlung ihm die Stelle verschafft hat, hält ihn davon ab, diesem Rate zu folgen. Zu Anfang geht aber alles gut, der neue Herr zeigt sich freundlich gegen seinen Untergebenen und beschenkt ihn nach einer Weile sogar mit einem neuen grünen Gewande. „Aber mit diesem Gewande,“ so schreibt Matthäus nun weiter, „begann für mich ein Leben voll von Kummer und mühseliger Schreibarbeit. Noch vor Tageslicht mußte ich mit meinem Herrn zusammen aufstehen und die Horen verrichten mit Lektionen über den jedesmaligen Tag, über die Passionsgeschichte und die Jungfrau Maria. Nach deren

Erledigung ging mein Herr in die St. Annen-Kapelle und celebrierte hier die Messe, wobei ich ihm helfen mußte. Kaum war diese zu Ende, so kehrte er in sein Gemach zurück und ließ sich dort nieder, während ich gezwungen wurde, um mich nicht zu entfernen, in seiner Gegenwart am Schreibtisch zu sitzen und zu schreiben, bis uns die Glocke zu Mittag rief. Nach Tisch mußte ich unverzüglich allein wiederum an die Arbeit zurückkehren und durfte sie nicht eher abbrechen, als die Glocke zum Abendessen ertönte. Nach der Abendmahlzeit hatte ich das Bedürfnis, mich etwas auszustrecken, aber statt dessen mußte ich dem Herrn noch Predigten vorlesen, und das dauerte an, bis uns beide die Dunkelheit einhüllte.“ In diesen Worten schüttet das arme Schreiberlein seinem Königsberger Freunde sein Herz aus, und man wird es ihm nachempfinden können, wenn er nur für den einen Rock nicht länger Lust hatte, sich all diesen Knechtesdiensten — so nennt er die ihm übertragenen Arbeiten — zu unterziehen. So hat er denn seinem Herrn den Dienst gekündigt, aber der möchte ihn halten und hat ihm deswegen jetzt eine Vergütung für seine Schreibarbeit ausgesetzt: einen Skot für eine Lage von 20 Seiten! „Das ist die Beförderung“, klagt der Schreiber bitter seinem Freunde, „die mein Herr mir bewilligt hat. Wenn Herr Bernhard mich nicht in irgend einer andern Weise befördern will, so werde ich eine Schreiberstelle beim Ordensvogt von Dirschau annehmen. Schick Du mir bitte unverzüglich eine Antwort, indem Du Dich für mich verwendest, wie ich es von Dir erwarten darf. O, wenn ich Armster doch in der Lage wäre, Dir meinen Dank zu beweisen, bevor man mich in die Grube legt.“

Leider hat der Schreiber versäumt, unter seinen Brief ein Datum zu setzen. Die Erwähnung der St. Annen-Kapelle weist uns in die Zeit erst etwa nach 1340, der Charakter der Schriftzüge etwa in die Jahre 1350—1360. Im übrigen ist es ein ganz reizvoller Ausschnitt aus dem Leben auf der Marienburg, der sich uns hier darstellt und uns den Tageslauf eines angesehenen Priesterbruders des Deutschen Ordens mit seinen mannigfachen Beschäftigungen deutlich vor Augen führt. Dem Schreiber freilich, in dem wir einen untergeordneten Kleriker sehen müssen, behagt dieser Dienst, der ihm bei mangelhafter Bezahlung kaum irgendwelche eigene freie Zeit läßt, nur recht wenig, und so verstehen wir seine Klagen, die allerdings in ihrer Mischung von Entrüstung und duldender Resignation eines gewissen komischen Beigeschmacks nicht entbehren.

Erhöht wird diese unfreiwillige Komik noch beträchtlich durch das barbarische Latein, in dem der Brief abgefaßt ist, ein Latein, das an Fehlern und ungeschickten Ausdrücken so reich ist, daß wir von der Schulbildung des Herrn Matthäus keine sehr hohe Meinung gewinnen können. Wer

sich an den Absonderlichkeiten des lateinischen Originaltextes ergößen will, sei auf Nr. 4 der Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins vom Jahre 1917 verwiesen, wo ich das Schreiben zuerst veröffentlicht und besprochen habe.



Aufg. v. W. Zehr

Tiegenhagen an der Tiege (Großes Werder)

Das Marienburger Werder

Von Bernhard Schmid

Nachdruck und Nachbildung verboten.
(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901.)

Wer als Besucher der Marienburg einmal durch enge Treppen zu den Wehrgängen des Hochschlosses emporgestiegen, wird von der Schönheit des Landschaftsbildes, das sich ihm hier oben bietet, wirklich überrascht sein. Wie ein großer, wohl gepflegter Garten liegt das fruchtbare Mündungsland der Weichsel vor ihm, und die blauen Höhenräume Pommerellens geben einen anmutigen Rahmen für das Bild.

Hier sieht man die Erfolge einer Jahrhunderte langen, unermüdlichen Arbeit, und wechselvoll wie die Tätigkeit des Landmanns ist auch das farbige Kleid des Landes selbst, hellgrüne Saaten, blühende Rapsfelder in leuchtendes Gelb getaucht, dann die goldigen Kornfelder und zuletzt die schwarze Scholle des frisch umgepflügten Landes, dazwischen das erfrischende Grün der Weidesflächen und die dichten Gebüsche, in die sich die Dörfer einhüllen. Stattliche Kirchtürme in Neufecht und Groß-

Lichtenau dienen als Wegweiser, und die hellgelben Türme der Dirschauer Brücken kennzeichnen den Eintritt des großen west-östlichen Schienenweges. Rings von ansehnlichen Strömen umflossen, ist dieses Gebiet eine Insel, aber man gebraucht hier das schönere, urdeutsche Wort „Werder“. Weichsel und Nogat umschließen das große, die Nogat und ein paar kleinere Wasserläufe das östlich gelegene kleine Marienburger Werder. Man kann nicht hinausschauen ins Land, ohne zugleich der Männer zu gedenken, die einst aus zahllosen, schwach besiedelten, mäßig angebauten Inselchen dieses große und blühende Gefilde schufen, durch planmäßiges Eindeichen, Roden und Beackern. Nicht nur als Krieger, Missionare und Staatsmänner wirkten die Brüder vom deutschen Hause, sondern auch als umsichtige Förderer der Landeskultur. Die Besiedelung des kleinen Werders durch die Komture von

Elbing, Christburg und Fischau fällt noch in das 13. Jahrhundert, aber die geschichtlichen Quellen sind unvollständig erhalten, und wir wissen nicht viel mehr, als die Tatsache der Siedelung selbst.

Besser sind wir über das große Werder unterrichtet, wo der Orden auch schon im 13. Jahrhundert Fuß fasste, dann aber in dem folgenden die Siedlungsarbeit in großem Maße aufnahm. Der Erwerb von Pommerellen und Danzig 1309, und die Einrichtung der Hochmeister-Residenz in Marienburg zu derselben Zeit: beides gab dem Orden zwingenden Anlaß, dem Mündungsgebiete außerordentliche Sorgfalt zuzuwenden. Besondere Verdienste erwarb sich Werner von Orseln, der spätere Hochmeister, der 1315—1324 als Großkomtur die Verwaltung des Werders führte und dessen sogenreiches Wirken wir an den zahlreichen

Handfesten deutscher Dörfer verfolgen können. So ist das Werder untrennbar mit der Marienburg verknüpft, wie das Kind mit den Eltern, mögen auch spätere Lebensschicksale eine zeitweise Absonderung herbeiführen.

Bezeichnend für die reife Überlegung der Ordensgebietiger ist die Anpassung an die örtlichen Verhältnisse; niedriges Gelände, das sich mehr zur Weide- und Wiesenwirtschaft eignete, behielt der Orden sich für seine Wirtschaftshöfe vor, dort, wo der Getreidebau lohnte, siedelte er deutsche Bauern an, und wo er Reste der preußischen Urbevölkerung vorsand, wie stellenweise im kleinen Werder, die sich ihm fügte, beließ er ihnen ihre Sitze, bis sie allmählich von selbst eingedeutscht wurden.

Die deutschen Bauern kamen aus allen Teilen Deutschlands, vorwiegend aber aus den Ländern niederdeutscher Zunge, daher auch heute noch das Plattdeutsche die Muttersprache der eingeborenen Werderaner ist. Persönliche Freiheit, Selbstverwaltung innerhalb der Dorfgemeinde und ein gesundes Steuersystem, in Geld und Naturalabgaben, sowie Naturalleistungen waren

die Ausstattung, welche die jungen Gründungen erhielten und sie dauernd lebenskräftig machen. Die Dörfer haben durchschnittlich 50 Hufen Größe = 840 ha, sind aber doch je nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden groß. Ursprünglich war die Hufe wohl die Wirtschafts- und Besitzheit, heute ist sie es längst nicht mehr, die Höfe sind jetzt 6 bis 10 Hufen groß, und die einstigen Bauern stehen auf der sozialen Stufe größerer Gutsbesitzer, obwohl die alte bäuerliche Dorfverfassung fortbesteht.

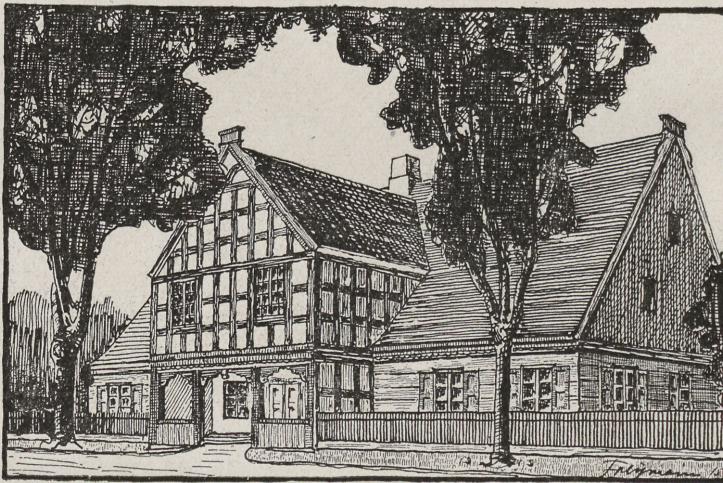
Als Siedlungsform haben wir das geschlossene Straßendorf, mitten vom Dorfanger, der die Kirche und die Schule enthält, durchzogen. So waren die deutschen Bauerndörfer, so sind sie noch heute. Erst im 19. Jahrhundert wurde nach der Gemeinheits-Teilung der Ausbau von Feldhöfen üblicher. Im 16.

Jahrhundert hielten große Scharen von Holländern in die noch unbesetzten Niederungsgebiete ihren Einzug, deichten sie ein und schufen hier blühende, vor-

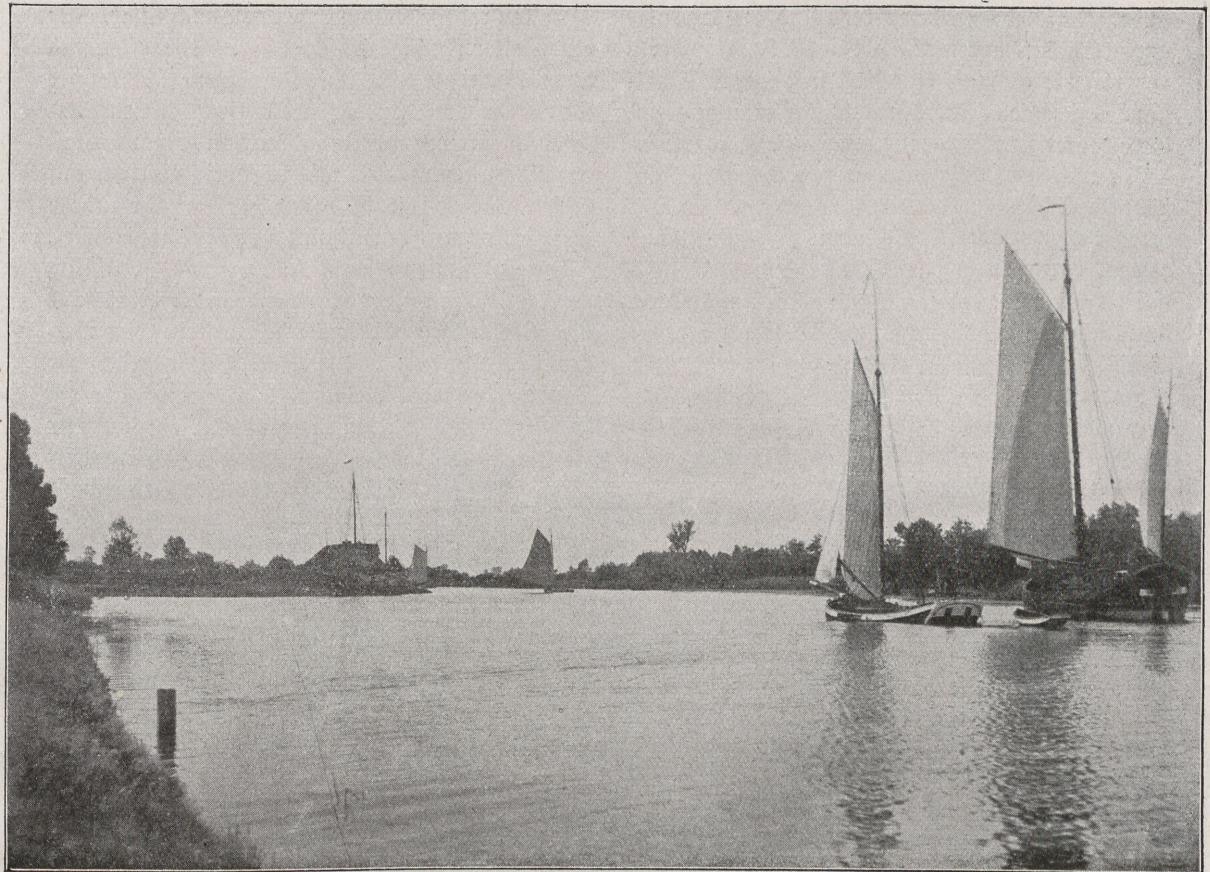
wiegend auf Viehwirtschaft berechnete Dorfgemeinschaften, die etwas lockerer als die alten Ordensdörfer gebaut sind. Ihren religiösen Glauben haben sie treu bewahrt als Mennoniten, und bilden sie dadurch eine besondere Gemeinschaft für sich, sonst sind sie in dem Volkstum ihrer deutschen Umgebung völlig aufgegangen, die holländische Sprache ist längst dem Plattdeutsch des Ordenslandes gewichen.

Es ist eine stolze Geschichte, die Geschichte der deutschen Bauern in den Marienburger Wertern; sie überdauerte die dreihundertjährige Polenherrschaft bis 1772 und sie wird, will's Gott, eine ehrenvolle Fortsetzung finden.

Sichtbare Denkmäler dieser Vergangenheit sind die mit Vorlauben geschmückten alten Bauernhäuser. Ihr Alter geht jetzt kaum viel über 200 Jahre hinaus, doch mag die Grundrissbildung noch ältere Züge aufweisen. Jedenfalls haben wir eine eigene Hausform, des deutschen Hauses



Haus Mürau in Gnojau (Großes Werder)
Nach Zeichnung des Architekten Fr. Freymann



Aufg. v. W. Zehr-Elbing

Waldgraben und Stobendorfer Bruch (Großes Werder)

in Preußen, die keinen unmittelbaren Vergleich mit den Bauernhäusern anderer deutscher Landschaften gestattet. Seltsam erscheinen vor allem die Vorlauben, die gleichfalls vielen Gegenden Deutschlands, besonders im Westen ganz fehlen, hier aber das unumgängliche Zubehör jedes Hauses sind, wie auch in Ostpreußen. Reicher Fachwerksbau schmückt den Laubengiebel, als freundlicher Gruß für den Wanderer. Ein mächtiger Steintisch auf schweren eichenen Füßen steht unter der Vorlaube, in der die Familie früher gern nach gefaner Arbeit rastete, hier treffen wir auch den Hofbesitzer, der uns zum Eintritt ins Innere einlädt. Im Vorderflur fallen uns schon die mächtigen Schränke auf, meist aus Eschen, aber auch Eiche oder Nutzbaumholz kunstvoll gefügt, mit Schnitzwerk und farbigen Einlagen verziert. Sie sind das Werk von Danziger oder Elbinger Kunsttischlern des 17. und 18. Jahrhunderts. Vom Flur treten wir in die große Stube, die oft 50 qm groß ist, den Hauptwohn- und Empfangsraum des Hauses, einfach ausgestattet, aber durch die vielen Fenster an zwei Seiten freundlich erhellt. Sind die Haus-

wände aus Schurzbohlen gefügt, so zeigt das Innere oft nur die glatt gehobelten Bohlen und sichtbare Deckenbalken; besonderer Schmuck fehlt, aber Holz wirkt in Wohnräumen immer anheimelnd. Dagegen zeigen die Türen reichere Gliederungen und den Schmuck von Messing-Beschlägen. Zwei Kammern hinter der großen Stube enthalten die Schlafräume; von hier kommen wir zum Hinterflur, der oft gleichzeitig Küche war. Hier steht in der Mitte des Hauses der gemauerfe, mit großem Rauchfang überwölbte Herdraum, wohl der merkwürdigste Teil des Hauses. Alle Öfen, in der großen Stube und der Kammer, werden von hier geheizt. Für volkskundliche Forschungen sind die Feuerstätten vielfach der wichtigste Bestandteil des Hauses, und das trifft auch für das Werderhaus zu. In alter Zeit besaßen die Herdräume und die Wände hinter den Öfen noch einen kostbaren Schmuck, den mit den blau oder violett bemalten Delfter Fliesen. Unser Bild zeigt ein Beispiel, das sich in Palschau erhalten hat. Jenseits des Flures gelangen wir in die Speisekammern, die Mädchenkammer und eine unheizbare Sommer-

stube. Auf sehr großen Höfen sind diese Häuser durch Saalanbauten Ende des 18. Jahrhunderts vergrößert: es muß eine Zeit besonderen Wohlstandes gewesen sein. Damals fing man auch an, die altväterische Bauweise mit Vorlauben zu verlassen und massive, zweistöckige Häuser, wie ein kleines Schloß zu bauen; auch sie passen mit ihren hohen Dächern gut in die Landschaft und zeigen, daß man es damals verstand, fortschrittlich zu sein, doch ohne unschöne Überreibungen. In Königsdorf und Fischau stehen ein paar schöne Beispiele.

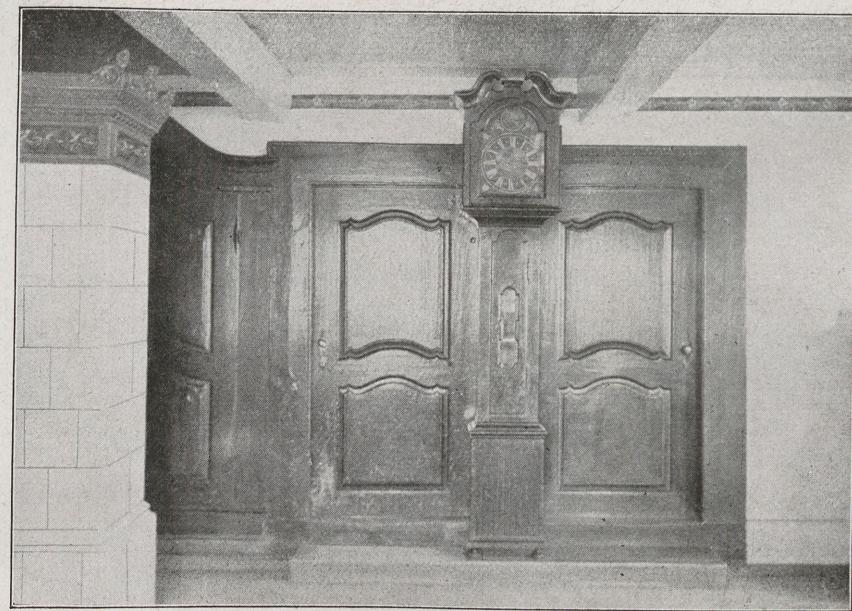
Haben wir das Haus durchwandert, so lockt der uns angebotene Imbiß zur Rast. Der Werderaner ist

gästefreigefönnen, und wer sein Vertrauen erriegt, der ist gern aufgenommen. So kosten wir, was die eigene Wirtschaft hervorbringt, dann aber geht es hinaus in die Wirtschaft selbst, und mit Stolz werden wir durch

die Ställe geführt, die freilich im Sommer meistens leer sind. Die Pferde sind in der Arbeit oder auf der Koppel, und das Vieh ist Tag und Nacht draußen, um so besser sehen wir im Sonnenglanz die schönen Formen des hochgezüchteten Herdbuchviehes und das edle Halbblut westpreußischer Pferdezucht. Hier wird es uns verständlich, daß Marienburg mit 19300 Pferden (1904) der pferdereichste Kreis des Staates vor dem Kriege war, und die Zahl von 40 000 Haupt Rindvieh ist auch ganz ansehnlich; sie ermöglicht das Bestehen von hundert Käserien, die das Land weithin mit Käse versorgen, daneben aber auch Schweinemast im Großen treiben. Fast alle Ställe sind moderne Gebäude, die allen Anforderungen an die heutige Wirtschaftsform entsprechen. Dagegen sieht man

die alten rohrgedeckten Scheunen noch öfter, oder einen alten Fachwerks-Speicher. Sehr selten sind aber schon die alten Stallanlagen mit langer Vorlaube, von denen sich ein sehr schönes Beispiel in Simonsdorf erhalten hat. Zum Schluß der Wanderung betreten wir den Garten, auf dessen Pflege die Werderbewohner besondere Sorgfalt verwenden; Unkraut wird nicht geduldet, Wegeeinbassungen und Hecken sind sorgfältig gepflegt, und reicher Blumenschmuck erfüllt die Beete. Eine besondere Vorliebe hat man für den Zierschnitt der Nadelhölzer oder der Laubkronen von Rotdorn, Linde und anderem Gehölz. Der Gartenstil des 18. Jahrhunderts lebt hier unbewußt fort.

Nach diesem Gange durch Hof und Garten kehren wir wieder ins Haus zurück; wohin sich das Gespräch auch wenden mag, ob in die Vergangenheit oder in die schwierigen Aufgaben der Gegenwart, im



Aufg. v. W. Zehr

Wanduhr

in der großen Stube des Hauses Claßen zu Palschau

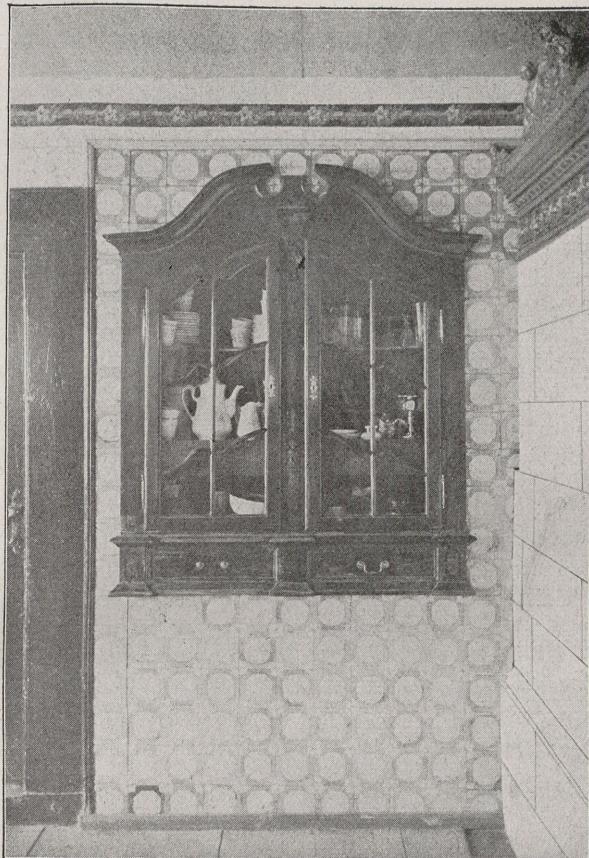
immer fühlen wir die starke Heimatliebe heraus. Oft ist der Hof seit Generationen schon in derselben Familie, aber auch dort, wo häufiger Wechsel stattfand, stammen die neuen Besitzer meist aus alten Werderfamilien, und der Fremdling findet sich durch die vielen Verwandtschafts-Beziehungen nicht leicht hindurch. Dadurch bildet aber auch das Werder eine Welt für sich, auf der Höhe trifft man sofort andere Namen und andere Wirtschaftsformen an.

Werder und Niederung sind eigentlich zwei ganz verschiedene Dinge, jenes liegt höher und hat natürliche Vorflut, diese liegt tief und muß künstlich entwässert werden. Nördlich von Neu teich beginnt schon dieses Niederungsgebiet, das einst durch die Mennoniten urbar gemacht wurde;

hier treffen wir besonders häufig die dicht umbuschten Feldhöfe, inmitten üppiger Wiesen ein malerisches Landschaftsbild darbietend. Es mehren sich die Vorflutgräben, die Laken und die vielarmigen Flusläufe, die z. T. schiffbar und wichtige Verkehrsstraßen sind. Fischer, Schiffer, Handwerker und Käfner siedelten sich hier an, in den Dörfern und an den Flusfern, die oft von dichtem Gebüsch umsäumt sind. Die rohrgedeckten Holzhäuser sind bescheidenen Umfangen, mit wenigen Räumen; hier hat sich die Lebensweise im Laufe der Jahrhunderte viel weniger verändert und vielleicht bietet sie in ihrer schlichten Erscheinung mehr Alttümliches, als die bisherige Forschung angenommen hat. Es ist außerordentlich reizvoll, auf diesen Gewässern zu fahren und dieses eigenartige vom Werder so ganz abweichende Landschaftsbild zu genießen; die feuchte Luft beeinflusst alle Farben, und man wird unwillkürlich an die Bilder holländischer Maler erinnert. Auch die hölzernen Wind-

mühlen, zum Kornmahlen, wie zum Wasserschöpfen fehlen nicht, und unter den Schiffsgesäßen trifft man noch auf ältere, lebhaft geschwungene Formen, die sogenannten Lommen.

Ein vielgestaltiges Leben durchweht die bäuerliche Kultur dieses Mündungslandes, vom Oberwerder bis zum Haff hinunter. Deutscher Siedlungsarbeit ist hier ein Meisterwerk gelungen, und trotz schwerer Heimsuchungen, in Kriegen und Wassersnöten, hat doch Gottes Segen auf der Arbeit deutscher Ordensritter und Bauern geruht. Den Wanderer im Werder grüßt am Horizont der hohe Glockenturm der Marienburg und mahnt ihn immer wieder an diese uralten, aber lebendig gebliebenen Beziehungen. Wer deutsche Geschichte im Osten studieren will, der pilgere nicht nur zu dem hochragenden Hauptthause des Ordens und seinen schimmernden Remtern, sondern er wandere auch durch das Werder, dessen Erntesegen einst die Kornspeicher der Burg füllte. Beide waren für einander bestimmt.



Aufg. v. W. Zehr

Wandschrank
im Hause Claafzen zu Palschau

Die Druckstücke und Bildvorlagen sind vom Denkmalarchiv der Provinz Westpreußen zur Verfügung gestellt worden.

Marienburg*)

„Sprich, Landmann, der du deinen Pflug
durch fetter Nied'rung Erde ziehest,
wie heißt der stolze Zinnenzug,
der drüben von der Nogat grüßt? —

„Schloß oder Kirche? — Jener hohe Turm,
er kann auf Stolz, er kann auf Demut deuten,
warf sich der Ritter in den Schlachtensturm,
der Mönch in Dornen bei der Glocke Läuten?“
„Die deutschen Ritter waren Herr und Knecht,
Diener vor Gott — doch Herrscher im Gefecht!“

„Sag' mir, du Sohn des Landes, das sie trug,
wie ist ihr Leumund, wo sind ihre Werke?“ —

„Ich ziehe hier im fetten Land den Pflug,
noch heute dank' ich's ihrer Ritterstärke.
Aus Sumpf und Wald erwuchs uns diese Erde,
in Gottes Namen riesen sie das Werde!“

„Zeig' mir das Wappen, daß ich das Geschlecht
erkenn' und meine Ehrfurcht kann beweisen!“
„Ihr Wappen gilt noch heut' zu Fug und Recht,
ein schlichtes Kreuz aus schwarzem Eisen!“
„Sie gingen unter?“ — „Es zerbrach ihr Haus,
da sie gewirkt, wozu man sie berufen,
nun geh' zur Burg! Doch zieh die Schuhe aus,
denn heilig sind uns Deutschen jene Stufen!“

Agnes Harder

*) Tägliche Rundschau.

Sinnspruch

Es webt ein Zauber über jenen Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

Heinrich von Treitschke

De Oprött 1)

Von Prof. Dr. Robert Dorr, Elbing

Mi kost²⁾ de Vatsch³⁾ 'nen schönen Hof:

„Mi Sähn, nu bur mi god;“

„Na Vatsch, dat meenst du nich so grof,
Bur si'k⁴⁾ von Kopp to Fot.““

To Anfang ek 'ne Weerthsche⁵⁾ hadd',
doch haud' dat nich recht ut⁶⁾,
sehr faken word ek naukes⁷⁾ satt,
uk weer de Weerthsche Brut.

Wenn ek nich emmer bi er stund,
weer uk de Schlingel dar,
denn ging de Weerthschaft kunterbunt,
dat word ek boold gewahr.

Ek docht, wenn alles sik befriet⁸⁾,
denn bliew ek nich alleen,
on bit⁹⁾ to'r Lieske es nich wiet,
man fluck on en de Been¹⁰⁾.

„Jehann¹¹⁾, nu sadel¹²⁾ mi den Blöß¹³⁾,
doch göf¹⁴⁾ em erst 'ne Matt¹⁵⁾,
Jehann, on si du ganz gewöß,
Vondag dar ward noch wat.

On puß den Hingst¹⁶⁾ mi schmock on blank,
vondag¹⁷⁾, Jan¹¹⁾ ried ek op¹⁸⁾,
on schnell¹⁹⁾ de Bägel²⁰⁾ nich to lang,
ek ried vondag Galop.“

Ek keem durch Plezen²¹⁾-Olenderp²¹⁾,
ek reet uk durch den Holm²¹⁾,
ek keem²²⁾ an't greene²³⁾ Hus on bung²⁴⁾
den Hingst dar fast am Wolm²⁵⁾.

Boold drop⁴⁴⁾ do reet ek wedder hen
on heel om Liesken an⁴⁵⁾,
se säd: „Mienthalwen⁴⁶⁾ mag et senn',
wenn't grad nich anders kann.“

1) Der Aufritt. — Es war früher in manchen Niederungsgegenden Sitte, daß ein junger Mann, der auf Freiers Füßen ging, bevor er seiner Auserwählten einen Heiratsantrag tat, in vollem Staat zu ihrem Hause ritt und einen Besuch mache. Seine Absicht, sich als künftiger Freier vorzustellen, wurde von seinen Wirten recht wohl erkannt, wenn schon niemand darüber sprach. Aus der Aufnahme, die ihm zuteil wurde, schloß er darauf, ob er wohl genehm sei, und stellte dann erst beim nächsten Besuch einen förmlichen Antrag. — 2) kaufte. — 3) Vater, Kosenname. — 4) bin ich. — 5) Wirtin. — 6) reichte nicht aus, saugte nicht. — 7) kaum. — 8) sich verheiratet. — 9) bis. — 10) in die Beine, eilige. — 11) Johann. 12) sattle. — 13) Blöß, Pferd mit weißer Stirne. — 14) gieb. — 15) eine Mege Hafer. — 16) Hengst. — 17) heute. — 18) reite ich auf. — 19) schnalle. — 20) die Steigbügel. — 21) Niederungsortschaften in der Nähe des Frischen Haffs. — 22) kam. — 23) grüne Haus. — Die Häuser in jener Gegend trugen oft lebhafte Farben. — 24) vand. — 25) hölzerner Galgen vor dem Hause zum Anbinden der Pferde. — 26) Bruder. — 27) heraus. — 28) Friedrich. — 29) sein gekleidet, ausgepußt. — 30) Schwester. — 31) gaben, reichten. — 32) mit Peter. — Peetsch ist Kosenname. — 33) zu Tische. — 34) der Alte, Vater. — 35) ausearfete. — 36) beiläufig. — 37) hielte. — 38) schlug nieder. — 39) lächelte. — 40) ritt. — 41) gequält. — 42) gab. — 43) sprang. — 44) drauf. — 45) hielt an. — 46) meinethalben.



Aufg. v. W. Zehr

Laubenhaus Schmidt
in Pr.-Königsdorf (kleines Werder)

Deutsche Dichtung zur Ordenszeit

Von Walther Ziesemer

In den Jahrzehnten der Eroberung Preußens konnte von einer Pflege geistigen Lebens noch keine Rede sein; was wir aus jener Zeit von schriftlichen Überlieferungen besitzen, sind zumeist Urkunden, Handfeste, Statuten, Verordnungen aller Art. Überraschend früh können wir den Gebrauch der deutschen Sprache neben dem der lateinischen in den Urkunden feststellen, im Laufe des 14. Jahrhunderts wird die lateinische Sprache gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Die Ordensritter stammten in den ältesten Zeiten vorwiegend aus mitteldeutschen Gegenden, später auch zahlreicher aus Franken, vom Rhein und aus Süddeutschland, später aus Norddeutschland. Aus der verschiedenen Zusammensetzung des Ordens ergab sich die Notwendigkeit, eine möglichst einheitliche Sprache zu sprechen und zu schreiben. Das war besonders für den amtlichen Schriftverkehr unter den einzelnen Ordensburgen nötig. So können wir beobachten, daß um das Jahr 1400 in allen Ordenshäusern von Memel bis in die Neumark eine ziemlich gleichmäßige Schriftsprache sich ausbildete; und zwar war diese hochdeutsch, genauer mitteldeutsch, und berührte sich stark mit der gleichzeitigen Amtssprache Schlesiens und Obersachsens. Die Gleichmäßigkeit dieser Schriftsprache, die sich aus der

einheitlichen Verwaltung des Staates ergab, ging so weit, daß man, unbekümmert um die Sprache der Landesbewohner, auch in den Ordensburgen hochdeutsch schrieb, wo man, wie in Danzig und Elbing, nebenan im Rathaus niederdeutsch schrieb.

Geistliche waren die Schreiber der Urkunden und andern Schriftstücke. Geistliche und Juristen waren in jedem Ordenskonvent unentbehrlich. Daher mußte der Orden für die Ausbildung zu diesen Berufen sorgen. Schulen wurden, besonders in den Städten, gegründet, ja man plante die Stiftung einer Universität zu Kulm. Aus den Jahren circa 1315—1575 kennen wir die Namen von mehr als 4000 aus Preußen stammenden Studenten auf den Universitäten zu Leipzig, Prag, Wien, Bologna u. a. Sie kehrten als Theologen, Juristen oder Ärzte heim, sie brachten aber auch gelehrte Bücher aller Art nach dem fernen Preußen. Man brauchte ja außer den Rechtsbüchern in jedem Ordenshause geistliche, für liturgische Zwecke bestimmte Bücher. Auch deutsche Bücher brauchte man, bestimmten doch die Ordensstatuten, daß bei den gemeinsamen Mahlzeiten vorgelesen wurde. Das waren gewiß geistliche Werke, in Prosa oder in Versen. Und mancher Ordensbruder brachte aus seiner Heimat Bücher und Gedichte mit, die ihm dort lieb geworden

waren und von denen er sich hier nicht trennen mochte. So finden wir in den uns erhaltenen Bücherverzeichnissen der Ordensburgen wiederholt west- und süddeutsche Gedichte: das kriegerische Rolandstlied, die zarten Gedichte von der Kindheit Jesu, der Seelen Trost, von Barlaam und Josaphat. Ja, süddeutsche Dichter, wie Peter Suchenwirt, Heinrich Teichner, Oswald von Wolkenstein zogen nach dem Preußenlande, von dem man so viel erzählte, nahmen an den Kriegsfahrten gegen die Litauer und an den Ehrentischen des Hochmeisters teil und verkündeten in ihrer Heimat die Großtaten der Ordensherren. Mit welchen Gefühlen mögen die Ritter in der Marienburg und andern Stätten den Liedern und Weisen der Spielleute und Liedsprecher aus der westlichen Heimat gelauscht haben! So darf es uns nicht wundern, wenn hier im fernen Osten geistliche und weltliche Dichtung eine Nachblüte erlebt zu einer Zeit, als die Gesänge Wolframs und die Lieder Walther's längst verküngt waren. Freilich, Liebeslyrik und Liebesromane darf man in diesen Kreisen nicht suchen, sie bildeten vielmehr zwei andere Gattungen aus, die ihrer Verbindung von geistlichen und weltlichen Elementen entsprachen, nämlich religiöse und geschichtliche Dichtung.

Der erste mit Namen bekannte Dichter, der im Ordenslande Preußen gelebt hat, ist Heinrich von Hesler aus Thüringen. Seine beiden Werke, das Evangelium Nikodemi und die Apocalypse, entstanden um das Jahr 1300. Das erstgenannte erzählt Legenden aus den letzten Leidestagen Christi und seiner Höllenfahrt, von Vespasian und dem Schweifstuch der Veronika. Temperamentvoll und hitzig fordert der Dichter die gewaltsame Bekehrung oder die Vernichtung aller Juden. In der poetischen Bearbeitung der Offenbarung Johannis, einem Werke von 23 000 Versen, sucht er den geheimnisvollen Text und die schwierigen Erklärungen klar und volkstümlich auszudrücken. Für seine Verehrung der Ordensherren findet er in gelegentlichen Zwischenbemerkungen treffende Worte, an den Geistlichen und Mönchen übt er freimütige Kritik.

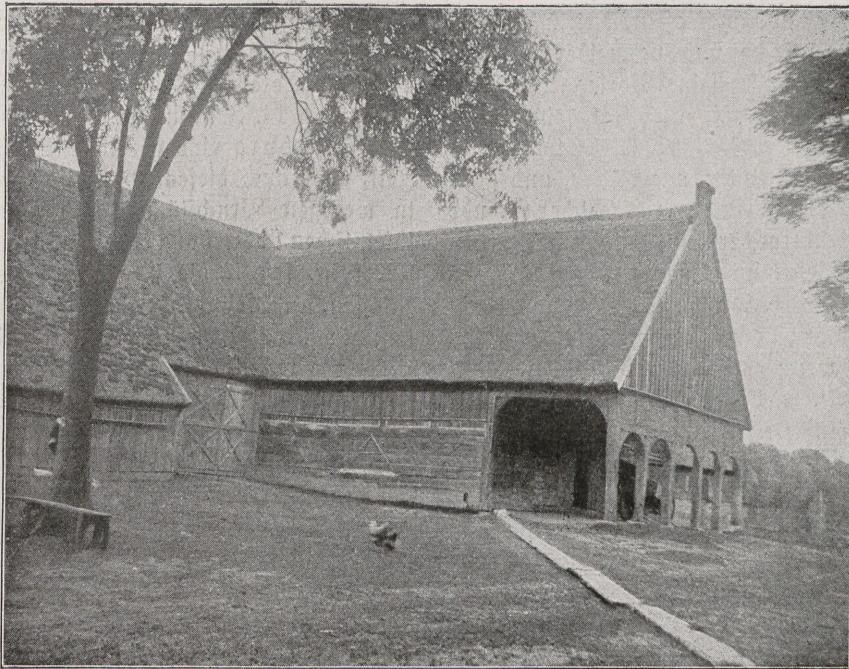
Schon vor Hesler hat sich einer der einflussreichsten Dichter des späteren Mittelalters einige Zeit im Ordenslande aufgehalten, der Dichter der beiden großen Legendenwerke, das Passional und das Väterbuch. Wir kennen seinen Namen nicht, wissen auch nicht, woher er stammt. Zahlreiche Handschriften seiner Werke besaßen und befinden sich noch heute in Preußen und beweisen die Wertschätzung seiner Gedichte. Er preist in begeisterten Worten die Ritter der heiligen

Jungfrau Maria, deren Verehrung wohl nirgends in höherem Ansehen stand als im Ordenslande. Er erzählt von dem Leben Jesu und Mariens, der Evangelisten und Apostel und der vielen, vielen Heiligen der Kirche, von Theophilus und Christophorus, Cäcilia und Katharina, und zwar mit bewundernswerter Fähigkeit der Anschauung und tiefer Innigkeit des Gemüts.

Ihre Blüte erreichte aber die Ordensdichtung unter den Hochmeistern Luder von Braunschweig (1331–1335) und Dietrich von Altenburg (1335–1341). Meister Luder, aus dem Geschlechte Heinrichs des Löwen stammend, ist nicht nur ein großzügiger, zielbewusster Kolonialator, ein Förderer der Schulen und des geistigen Lebens gewesen, er hat sich auch selbst als Dichter betätigt. Freilich nur eine Dichtung wird uns unter seinem Namen genannt, und diese ist überdies verloren gegangen. Aber wir können uns aus den Angaben über dieses Gedicht, namenlich aus den Bemerkungen des Nikolaus von Jeroschin, eine Vorstellung von seinem Inhalt machen. Er behandelte darin die Geschichte und das martervolle Ende der heiligen Barbara, und im Anschluß daran eine Episode aus der Geschichte des Ordens, wie nämlich das Haupt der Heiligen nach der pommerellischen Burg Sartowitz bei Schweß kam, wie es dort bei der Eroberung der Burg von den Rittern aufgefunden und nun unter beispieloser Freude in feierlicher Prozession nach Kulm gebracht wurde und was für Wunder dort an der Reliquie geschahen.

Mit größter Wahrscheinlichkeit läßt sich noch ein zweites Gedicht auf Luder zurückführen, die poetische Bearbeitung des Buches der Makkabäer. Wie die Makkabäer in jüdischer Zeit Hohepriester und Heerführer zugleich waren und für ihren Glauben kämpften, so sah man auch in Ordensrittern Kämpfer für den Glauben. Papst Honorius III. nennt die Ritter des Deutschen Ordens unter Berufung auf ihre geistliche und weltliche Tätigkeit „die neuen Makkabäer“, und auch die Statuten des Ordens weisen auf die Makkabäer als Vorbilder hin. So fand diese biblische Schrift, im übrigen Mittelalter vernachlässigt, hier ihre besondere Pflege. Der Dichter übertrug sie in 13 000 Versen meist in engem Anschluß an die lateinische Vorlage, nur mit wenigen selbständigen Zusätzen.

Um dieselbe Zeit, vielleicht unter Luders Einfluß, war das Buch Judith poetisch bearbeitet worden, auch in ihm handelt es sich um eine Glaubensheldin, die zur Rettung ihres Volkes den Feind ihres Glaubens vernichtet.



Aufg. v. Paschke

Stall und Scheune
des Epp'schen Gehöftes in Schöneberg (Weichsel)

Meister Luder schwiebte der Gedanke vor, die Marienburg zu einem Musenscheiße zu machen, wie es vordem die Wartburg war. Freilich dem Wesen des Ordens entsprechend in andrer Art: hier sollte vor allem die fromme, religiöse Dichtung ihre Pflegestätte finden! So scheint man geplant zu haben, das ganze Alte Testament poetisch bearbeiten zu lassen. Nur einige Werke sind erhalten, poetische Übertragungen der Bücher Daniel, Hiob, Esra, Esther, prosaische Übersetzungen der Propheten und der Apostelgeschichte reihen sich an, ferner eine gereimte Übersicht über die jüdische Geschichte von Adam bis Herodes. In denselben Kreis gehört die Dichtung „Von den sieben Siegeln“, deren Verfasser der Magister Thilo von Kulm ist, und die Darstellung des Lebens und der Seelenzustände der heiligen Dorothea von Montau, die der Deutschordenspriester Johannes von Marienwerder schrieb.

Mit diesen geistlichen Interessen ist die Literatur des Ordens nicht erschöpft. Er war im 14. Jahrhundert immer mehr zu einer weltlichen Macht geworden. Das äußerte sich in einer wachsenden Freude an weltlichen Dingen. Bezeichnend ist dafür folgende Einzelheit: der Dichter der Hiob-Übertragung ist am Schlusse seiner Arbeit und nennt mit Ehrfurcht den Namen des Hochmeisters Dietrich von Altenburg, der ihn zu seiner Dichtung angeregt hat. Das reizt ihn aber, sofort zwei

Kriegszüge seines Meisters gegen die Litauer zu erzählen — als Schluß zum Hiob! — und man hat den Eindruck, daß ihm diese geschichtliche Darstellung besser liegt als der geistliche Stoff.

Auch ein anderer Dichter, Gerstenberg, hat Kriegszüge des Ordens gegen die Litauer dichterisch behandelt, leider ist auch dieses Werk verloren gegangen. Jedenfalls hängt es mit der erwachten Freude an geschichtlichen Darstellungen zusammen, daß man eine Geschichte des Ordens in Versen wünschte. Meister Luder betraute mit dieser Aufgabe den Ordensgeistlichen Nikolaus von Jeroschin, der seine Begabung bereits an einem freßlichen Gedicht über den heiligen Adalbert von Prag bewiesen hatte. Jeroschin stammte wohl aus dem Kulmerlande, wirkte eine Zeitlang in Königsberg und anderen Orten Preußens und zuletzt in Marienburg, wo er die Einweihung der Schloßkirche (1. Mai 1344) erlebte. Er übertrug die feierlich-ernste „Chronik des Landes Preußen“ des Peter von Dusburg in deutsche Verse, ein umfangreiches Werk von 27 000 Versen. Er schloß sich nicht sklavisch an seine Vorlage an, sondern steht ihr in der Anlage des Stoffs und der Behandlung der Einzelheiten unbefangen gegenüber. Außer Dusburg benutzte er noch andre Quellen, um sein Werk reichhaltiger und wertvoller zu machen. Gewiß ist er Priester und steht in den Heiden des Teufels

Gesinde, aber er übt auch offene Kritik an Einrichtungen der Kirche und vermeidet religiöse Betrachtungen, wie sie seine Vorlage oft überschwänglich anstellt. Er erweitert sein Werk nach der weltlichen Seite hin. Mit Stolz spricht er von den Jagdübungen der Ritter, und gern mögen wir es uns vorstellen, mit welcher Freude er vom Pfaffenturm der Marienburg herab den ritterlichen Spielen und Turnieren der Ordensherren zugeschaut haben mag. Zart und innig wird er, wenn er von Frauenschicksal zu erzählen hat, feierlich, wenn es sich um Großtaten seines Ordens handelt. Er berichtet nicht, wie Dusburg, sondern er erzählt, und zwar mit Temperament, Wärme und Anschaulichkeit. Er hat eine Vorliebe für humoristische Situationen, für scherzhafte, ironische und drastische Wendungen. Eine Fülle treffender Bezeichnungen steht ihm zur Verfügung, sein Wortschatz ist überraschend reich, seine Verskunst, über die er wie Heinrich von Hesler sich in der Einleitung ausspricht, ist sicher und gewandt. In den Parfieen seines Werkes, wo er, von der Vorlage frei, von eigenen Erlebnissen und Gefühlen sprechen kann, erhebt er sich zu wirklich dichterischer Kunst.

Es geht wohl auf seinen Einfluß zurück, wenn in der Schloßkirche zu Marienburg ein Inschriftenfries in gereimten Versen gemalt ist, wenn der Grabsstein Dietrichs von Altenburg in der St.-Annengruft zu Marienburg eine gereimte Umschrift trägt, wenn im Kapitelsaal der Marienburg unter den Bildern jedes Hochmeisters zwei Reimpaare stehen.

Wir besitzen aus wenig jüngerer Zeit zwei Fragmente einer Reimchronik, die von Kriegs- und Heldenaten der Ordensherren erzählt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts schrieb Wigand von Marburg eine gereimte Geschichte seiner Zeit, aber auch dieses Werk ist uns leider nur in wenigen Bruchstücken und einer späteren lateinischen Übersetzung erhalten. Der dichterische Wert ist, soweit die Fragmente einen Schlüß zulassen, nicht sehr groß, eins aber ist bezeichnend, daß nämlich Wigand alles Geistliche beiseite läßt und ganz weltlich seine Freude hat an Rittertum und Kampf gegen die Heiden.

Dann aber versiegt der Quell der Ordensdichtung vollends. Sie hatte zwei Ideale verkörpert, die dem innersten Wesen des Ordens entsprachen: Frömmigkeit und Rittermut. Aber der Geist des Ordens war im Laufe der Entwicklung ein anderer geworden, und es scheint so, als ob die Ordensbrüder den Späßen der fahrenden Spielleute und Gaukler, die um 1400 in stattlicher Zahl von Burg zu Burg zogen und überreichlich belohnt wurden, lieber zuhörten als den biblischen Dichtungen und feierlichen Reimchroniken. Sie hatten überdies zu wenig Fühlung genommen mit den Landadligen, Bauern und Städtern, und wir dürfen daher keine bedeutende Wirkung der Ordensdichtung auf diese Kreise vermuten. Sie lebte nur innerhalb der Mauern der Ordensburgen und wurde auch dort nur von wenigen gepflegt. So ging sie zu Grunde, als der Orden, im Innern verzehrt und von außen bedrängt, zusammenbrach.

Joseph von Eichendorff und die Wiederherstellung der Marienburg

Von Carl Lange

Ein Heft über die Marienburg muß auch den Namen Joseph von Eichendorff enthalten. Seine rege Teilnahme für das Schloß beweist seine Schrift über die Wiederherstellung des deutschen Ordenshauses. Man kennt Eichendorff meist nur als Lyriker. Aber auch in seinen Prosa-Schriften erkennen wir den Dichter.

Es ist ein Verdienst der Danziger Verlagsgesellschaft, daß sie uns in einem in kurzer Zeit erscheinenden Buche mit Eichendorffs Schrift über die Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg vertraut macht. Es wird der zweite Band der von diesem Verlag herausgegebenen Ostdeutschen Heimatbücher sein. Wir

spüren in der im Staatsauftrag geschriebenen Abhandlung die Begeisterung und Vertiefung, mit der Eichendorff seine Aufgabe erfasste.

Der auf dem Schloße Lubowitz bei Ratibor in Ober-Schlesien am 10. März 1788 geborene Dichter verlebte eine frohe und sorglose Jugendzeit, machte viele Reisen, die ihn mit seinem Bruder nach Halle (Universität), nach Thüringen, dem Harz, Mecklenburg, Heidelberg und nach Paris führten. 1813 trat er in das Lützowsche Korps ein, verheiratete sich nach dem Frieden mit Luise Victoria von Larisch. Nach der Teilnahme am zweiten Einzug in Paris kam er Januar 1816 zurück und arbeitete als Referendar

in Breslau. 1820 wurde er katholischer Schulrat bei der Regierung zu Danzig und zu Marienwerder, 1821 Regierungsrat, 1824 Oberpräsidialrat und Mitglied der ostpreußischen Regierung in Königsberg. Über seine Freundschaft mit dem Oberpräsidenten von Schön ist uns im Heft 6 (S. 259—60) der Monatshefte von Kilian von Tryller berichtet worden. Eichendorff starb am 26. November 1857 auf einem Landhaus St. Rochus bei Neisse.

Viele der Lieder Eichendorffs sind hier im Osten entstanden. Wie fein zaubert uns der Dichter die mondscheinhelle Stadt Danzig vor Augen: „Dunkle Giebel, hohe Fenster,“ . . . (1842). Wie hat er sich in die Geschichte, die Entwicklung und das Leben der Ordenszeit hineingefühlt! Wir wollen aus seiner umfangreichen Schrift über die Marienburg Einblick in den Abschnitt über das Leben der Ritter nehmen.

Versehen wir uns selbst in die vergangene Zeit, indem wir den Gedanken des Dichters folgen:

„Nachdem wir in vorsiehenden allgemeinen Umrissen die Gestalt und Bedeutung des Ritters möglichst zu bannen gesucht, wollen wir es versuchen, ihn auch in seinem täglichen Tun und Treiben, sein Stilleben in der Marienburg selbst zu belauschen, soweit es die dazwischen liegende Kluft der Jahrhunderte jetzt noch gestafft. Dieses Leben aber war streng und herb und in seiner eisernen, täglich wiederkehrenden Ordnung fast wie der einförmige Takt einer Turmuhr in tiefer Stille, hie und da nur von Waffengerassel unterbrochen. Alles deutet ernst auf die doppelte Bestimmung des geistlichen Ritters, dessen Reich zwar von dieser Welt, aber nur für jene.“

Das Tagewerk begann und schloß mit Gebet und Gottesdienst. Schon um sechs Uhr des Morgens zu jeder Jahreszeit versammelten sich die Brüder in der Schloßkirche zur Prime, der ersten von den vorgeschriebenen Gezeiten, und hörten darauf die Messe, welcher um neun Uhr die Tertia folgte. Die Ritter saßen an den Seitenwänden der Kirche in chorartig verzierten und größtenteils noch jetzt erhaltenen Stühlen, die anderen in der Mitte auf Bänken, von denen gleichfalls noch zwei vorhanden sind. Die Kirche hatte keine Gemeine, sondern war allein für die Brüder bestimmt.

Derweil aber begann es immer lauter und bunter sich zu regen in den weiten Räumen der Vorburg. Der Karwansherr, der Steinmeister,

der Trapier und wie die Hausbeamten alle hießen, gingen ordnend ab und zu, die Steinhouer klappten, die Zimmerleute schwangen ihre blinkenden Äxte, willkommene Jüge fruchtbeladener Kähne glitten die Nogat hinab und brachten neue Vorräte für das große Kornhaus, dazwischen das Wiehern der Rosse und die sprühende Glut des Gießhauses mit seinen russigen, dunkelhantierenden Gestalten; überall ein herhaftes Treiben, Hämmern und Wirren.

Die nichtbeamten Ritter aber übten sich währenddess unter der Leitung kriegserfahrener Brüder in den Waffen draußen am südlichsten Ende der Vorstadt Marienburgs auf einem besonders hierzu eingerichteten Platze mit einer Art von Verschanzung, die im Scheinkriege auf mancherlei Weise angegriffen und verteidigt wurde, und den sie, ihrer ursprünglichen Heimat eingedenk, Jerusalem nannten.

Andere mußten den Vorlesungen beiwohnen, welche über Theologie und Rechtskunde im Schloß gehalten wurden. Der nach allen Seiten rastlos und großhartig fördernde Hochmeister Winrich von Kniprode hatte nämlich die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit aus Deutschland und Italien („welsche und erfahrene Doctors im Kaiserrecht“ nach Simon Grunau) in das Haupthaus berufen, wo sie, von ihm öffentlich geehrt und reich besoldet, in verwickelten Rechtsfällen ihr Gutachten abgeben mußten, nach welchem gewöhnlich entschieden wurde. Außerdem ließen die Hochmeister auf ihre Kosten begabte Jünglinge aus Preußen, auch Ordensbrüder, in Leipzig, Wien, Paris, Bologna oder Siena studieren, um demnächst die von ihnen im Auslande erworbenen Kenntnisse in der Heimat zu benutzen. So bildete sich nach und nach ein Kern gelehrter Ordensmitglieder, von denen in jedem Ordenshause zwei, in Marienburg aber jederzeit mehrere den andern Brüdern „in Gottes Sachen und in weltlichen Händeln“ Unterricht erteilen mußten. Hierbei wurde den Rittern öfters aufgegeben, zur Übung ein Urteil zu sprechen, „und des Urteils Grund und Ursach anzuzeigen durch ein beschrieben Recht oder bewährte ländliche Gewohnheit im Lande, oder eine schöne Historie, oder sonst eine gute Ursach aus der Natur genommen“. Diese Rechtsschule aber gewann bald ein so großes Ansehen, daß ihr selbst aus Deutschland wichtigere Rechtshändel von Fürsten und Städten zur Entscheidung vorgelegt wurden, und das damalige Sprichwort: „bist du klug, so täusche die Herren von Preußen“ bezeichnet den hohen Rang, den die praktische

Bildung des Ordens zu jener Zeit in der öffentlichen Meinung des Auslandes behauptete.

Verschieden von diesem gewöhnlichen Ritterleben war natürlich das tägliche Walten des Hochmeisters. Auch er verrichtete zwar wie jeder andere Ordensbruder die vorgeschriebenen Gezeiten, aber nicht in der Schloßkirche, sondern mit seinem Hauskapellan in der im Mittelschloß belegenen, für ihn allein bestimmten Hauskapelle. Und kaum noch blitzt die Morgensonne über die bunten Schildereien von Wappen und Weinlaub in seinem gegenüberstehenden Gemach, so sehen wir ihn dort schon mitten unter den höheren Hausbeamten oder Komturen, die seine Befehle empfingen. In dem daranstoßenden kleineren Gemach aber, Meisters Stube geheißen, harrte bereits der Treszler, um dem Meister seine Rechnungen vorzulegen, wenn diesen nicht etwa wichtigere Landesangelegenheiten veranlaßten, in dem dreipfeiligen Saal im oberen Erdgeschoß, welches die Ratsstube oder Gebietiger-Gemach genannt wurde, geheimen Rat abzuhalten. Während des hörte man draußen im Hofe die Briefschweiken wiehern, Withinge kamen und gingen, Läufer wurden mit Briefen ins Ausland abgesetzt. Denn über das ganze Land war eine vollständige Reitpost verbreitet, die unter dem obersten Pferdemarschall zu Marienburg stand, deren sich aber nur der Hochmeister und die Ordensbeamten bedienen durften. Wie im Haupthause mußte nämlich auch in den andern Ordensburgen eine bestimmte Anzahl von Postpferden (Briefschweiken genannt) und Postillone (Briefjungen) jederzeit bereit stehen, welche auf jeder Burg gewechselt und mit dem genauen Vermerk der Ankunft und des Abganges auf der Adresse des Briefes weiter befördert wurden. Briefe und Aufträge von besonderer Wichtigkeit dagegen vertraute man nur Männern von bewährter Treue und Gewissenhaftigkeit an, welche Withinge hießen und eigentliche Kabinettsskriiere für das Inland waren, während die Korrespondenz ins Ausland, mit nicht geringem Aufwande von Zeit und Kosten, durch Läufer oder wohl auch reitende Boten besorgt wurde.

In diesen Vormittagsstunden pflegte endlich auch der Meister in seinem prächtigen großen Remter hohe Gäste und fremde Gesandte zu empfangen, worunter wir einen König und eine Königin von Dänemark, die Herzogin von Litauen mit einem Gefolge von 400 Pferden, den Großfürsten von Moskau, die Herzöge von Geldern und Bayern, den Markgrafen von Baden, den Burggrafen von Nürnberg, die

Grafen von Henneberg und viele andere, sowie Gesandte aus England und allen europäischen Ländern, ja selbst aus Persien verzeichnet finden. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten trug der Hochmeister ein mit goldenen Borten besetztes, mantelartiges Kleid vom feinsten Tuche (Schaube oder Schube), das bis an die Knöchel reichte, auch zuweilen mit Zobelpelz gefüttert und mit einem reichen Gürtel versehen war. Die Fürsten und Gesandten aber wurden nicht in der Burg selbst aufgenommen, sondern in den Gasthäusern der Stadt untergebracht, dort nach Stand und Würden versorgt und demnächst „gelöst“, d. h. ihre Zehrung aus der Kasse des Hochmeisters bezahlt. Und diese Zehrung muß nicht schlecht gewesen sein, denn dem Botschafter aus Persien, einem Bischof mit einem langen Bart, gefiel es so wohl in der marienburgischen Herberge, daß er zweimal „gelöst“ werden mußte. —

Um zwölf Uhr aber rief die Glocke die zerstreuten Brüder von neuem zur inneren Sammlung von den weltlichen Geschäften; es wurde in der Schloßkirche das dritte Tagesgebet, die Sätze, abgehalten.

Sodann begaben sich alle zum Mittagessen in den Konventsremter, wo mehrere Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Großkomtur, der Treszler, der Hauskomtur und vielleicht noch einige andere der vornehmsten Beamten ihre Sitze. An dem zweiten, dem Konventstisch, saßen sämtliche Konventsbrüder, Priester- und Laienbrüder beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten Jungen oder jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten; die übrigen Tafeln endlich wurden von den oberen Dienern des Hochmeisters und des Hauses, als Kämmern, Glöcknern, Mezzschülern usw. eingenommen. Vor dem Essen sowie nach aufgehobener Tafel sprachen die Pfaffen den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und ein Ave Maria. Die Speisen wurden aus der an den Remter stoßenden Konventsküche durch die Schenkbank hereingereicht und bestanden, außer den Fasttagen, an allen Tafeln aus drei Gerichten nebst Weißbrot, welchem für die Gebietigertafel und den Konventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleichmäßige Anrichtung der Schüsseln, sowie auf gleiche Verteilung des Getränktes sehen, das je zwei Brüdern mit vier Quart guten Bieres in zinnernen Kannen

zugemessen war. Nur dem Hochmeister wurde, und zwar jederzeit mit seidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal so viel dargereicht, als ein anderer Ordensbruder erhielt, damit er nach dem Ordensgesetz von seinem Überflusse mitteilen könne den Brüdern, die zur Strafe (Buße) saßen, oder wem er es sonst überschicken wolle. Während des Essens aber hielt einer der Tischleser, deren es drei bis vier im Hause gab, an einem eigens dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im ganzen Saale, wenn nicht etwa der Meister, der Gäste wegen, zu sprechen erlaubte.

Kranke oder altersschwache Brüder durften an der reichlichen und nur mit der gesündesten Nahrung versehenen Tafel der Firmarie teilnehmen. So hießen nämlich die Krankenanstalten des Hauses, deren eine, die Herren-Firmarie, im nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses, die andere für die Knechte in der Vorburg an der St. Lorenz-Kapelle lag.

Dem Meister dagegen stand jederzeit die Wahl der Tafel frei; hatte er aber Besuch von Gebeitigern oder Komturen oder sonst vornehme Gäste geladen, so speiste er oben in seinem kleinen Remter. Hier im vollen Lichte von vier Fenstern unter dem schönen Gewölbe, das sich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine schlanke Palme schirmend über die Tafel erhob, ringsher an den Wänden die Bildnisse der Hochmeister, die in der Burg gewaltet, in voller Rüstung zu Ross — da mochte im heitern Tischgespräch manch ritterliches Herz aufgehen in kühnen Gedanken, die dann draufzen zur segensreichen Tat wurden.

Um drei Uhr nach Mittag versammelten sich die Brüder abermals in der Schlosskirche, um die vorgeschriebene Vesper-Hora (None) abzusingen. Dann aber folgten die fröhlichen Stunden der Erholung, für welche der große Konvent-remter als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war, und die in der blühenden Zeit des Ordens eine höchst anziehende und merkwürdige Erscheinung darbieten mußten. Man denke sich nur im schönsten Saale, der sich jemals über heiteren Gesellen gewölbt, Männer aus den edelsten Geschlechtern von adeliger Sitte und jeglichen Alters aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst, denn das konnte er ja jederzeit durch die Wahl zum Meister werden, alle aber verbrüdert zu dem höchsten Zwecke aller Zeiten, der auch den Gewöhnlichen über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Not und Krieg, der nur rechtes Eisen verlangt und von

selbst die Schlacke auswirft. Man wird gern zugestehen, daß dieser Remter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen, gedankenlosen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere nüchternen Kasinos und Börsen darbieten. Hier sah man die hohen, dunkeln Gestalten in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten; da saßen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schach, das jedoch nicht um Geld gespielt werden durfte; andere umstanden einen eben angekommenen, fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mär vom Kaiser und Reich brachte; und mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und frank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, in Gedanken der fernen Heimat zu.

An den Fastentagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag, gespeist wurde, so wie an hohen Festtagen, hielten sie hier ihre Kollazien, d. i. ihre Versammlungen zum Trinken, da ihnen an andern Tagen außer der Mahlzeit nur Wasser zu trinken erlaubt war. Hierzu ließ ihnen der Hochmeister zuweilen auch Wein reichen und mancherlei würzhafe Leckerbissen hinzufügen, namentlich am heil. Christfest; denn im Winter verbreitete der mächtige Ofen unter dem Fußboden eine wohlthiende Wärme durch den ganzen Saal.

Öfter fand sich der Meister selbst zu diesen Kollazien brüderlich ein. Häufiger aber pflegte er im Sommer zu dieser Tageszeit in einem kurzen, schwarzen, mit einem Kreuze geschmückten Überrock und mit einem in Danzig verfertigten und mit Seide gefütterten Strohhute die schattigen Gärten zu durchwandern, die an der Offseite, da wo jetzt der Weg nach Elbing führt, im blühenden Halbkreis die Burg umgürten. Da lag zunächst der wälsche Garten wie ein bunter Farbenteppich, künstliche Gänge zwischen Weinranken und ausländischen Gewächsen sich hinschlingend, aus deren dunklem Grün goldene Südfrüchte und seltsame hohe Blumen glühten und die Luft mit würzigem Duft erfüllten. Und an den reichen Orient, die Wiege des Ordens, mahnend, hörte man zuweilen fremden Vogellauf aus weiter Ferne herüberschallen und das dumpfe Brüllen eines Löwen dazwischen. Das war der hochmeisterliche Tiergarten am südöstlichen Ende der Anlagen. Den Löwen hatte der Meister im Jahre 1408 zum Geschenk erhalten. Nebst ihm bewahrte dort der Zwinger mehrere Bären und Alffen, Auerochsen, Meerkühe und

Meerochsen, während ringsher in der kühlen Waldeinsamkeit Hirsche und Rehe grasten. — Oft sprach der Meister auch in dem angrenzenden Firmarie-Garten ein, wo die siechen Brüder in einem eigenen Hause einen bequemen und gesunden Sommer-Aufenthalt hatten, oder er besuchte seine weiterhin gelegene Falkenschule, die damals für die vorzüglichste in Europa galt, sodaß preußische Falken überall gewünscht und daher vom Hochmeister an Könige und Fürsten nach England, Deutschland, Ungarn und Italien, namentlich auch jährlich an Kaiser Maximilian, der das Federspiel besonders liebte, zum Geschenk versandt wurden. — Am liebsten aber weilte er in dem unmittelbar an den Tiergarten stoßenden ansehnlichen Garten, vorzugsweise Meisters Garten genannt. Dort erhob sich mitten aus dem Laubschmuck „des Meisters Sommerhaus“, ein stattliches Haus, das nicht nur geräumige Wohngemache, sondern auch einen Remter zur Bewirtung von Gästen enthielt. Hier pflegte er wohl auch für den ganzen Sommer seinen Wohnsitz aufzuschlagen und in dem benachbarten Baumgarten in stillen Stunden der grünenden Zucht zu warten. Über alle die Wipfel aber leuchtete immerfort das mächtige Standbild der heiligen Jungfrau von der Schloßkirche in das stille Grün hinüber, das Christkind und den Lilienszepter zu steter Mahnung emporhaltend, auf daß der Orden der großen Pflanzung draußen eingedenk bleibe, die Gott ihm anvertraut.

Doch schon senken sich die Schatten, die Abendglocke tönt durch die stillen Lüfte, die Ritter versammeln sich zur Komplexe, dem letzten Abendgebet. Dann eilen sie ihren im südlichen Flügel des hohen Schlosses gelegenen und stets erleuchteten, gemeinschaftlichen Schlafzälen zu. Soldatisch immerdar, wie auf dem Feld der Ehre, strecken sie sich nur halb entkleidet in Beinkleidern und Strümpfen hin; eine Matraze, ein Bettuch, ein Kissen und eine leinene oder wollene Decke ist ihre einfache Lagerstatt.

Auch der Meister hat unterdeß in seiner Kapelle einsam sein Abendgebet verrichtet und begibt sich nun in seine daranstoßende Schlafkammer. Er aber ruht in einem blauumhangenen Himmelbett auf Flaumfederbetten mit Bettbezügen von sämischem Leder, einer der Kompanie oder ein getreuer Kammerdiener bei ihm, nebenan in seiner Hinterkammer Harnisch und Waffen.

So haben wir denn mit den Rittern einen stillen Tag im Hause verlebt. Wir wollen nun auch zusehen, wie es bei außergewöhnlichen, festlichen Gelegenheiten dort herging, und greifen

aus dem farbigen Bilderreichtum jener Zeit die Wahl des größten und heitersten der Meister, Winrichs von Kniprode, heraus.

Der in Schlachten ergraute Hochmeister Heinrich Dusmer von Arnsberg hatte im Jahre 1351 der Meisterwürde entsagt, jedoch, wie es scheint, noch selbst zur Wahl seines Nachfolgers den Kapiteltag bestimmt und die Meister von Deutschland und Livland sowie die Ordensgebietiger, obersten Beamten und Komture nach Marienburg berufen, welches sonst durch denjenigen Gebietiger zu geschehen pflegte, den die Wahl der obersten Ordensbeamten durch Übergabe des Ordenssiegels zum Statthalter ernannte. Die Form der Wahl selbst aber war, diesesmal wie bei allen andern Erledigungen, unabänderlich folgende: Die Feier begann in der Schloßkirche zu Marienburg, wo den Brüdern die auf diesen Akt bezüglichen Regeln und Geseze vorgelesen und darauf eine Messe vom heiligen Geist gesungen wurde. Zur selben Stunde mußten in allen Ordensburgen Messen gelesen werden und im Haupthause dreizehn, in jeder andern Ordensburg drei Arme für die Wahl eines Gott wohlgefälligen Meisters beten.

Darauf begaben sich die Gebietiger mit den Brüdern in den Kapitelsaal. Hier ernannte der Statthalter in Übereinstimmung mit dem Konvente des Haupthauses aus den Ritterbrüdern einen Wahlkomtur. Dieser erkore einen Wähler, beide erkoren den dritten, diese drei den vierten, die vier den fünften und so fort, bis dreizehn Wähler ernannt waren, worunter sich jedoch ein Priesterbruder, acht Ritterbrüder und vier dienende Brüder befinden mußten. Nach ihrer erfolgten Bestätigung seitens des Kapitels schwuren die Wähler auf das Evangelium bei ihrer Seele, „daß sie weder durch Minne, noch durch Haß, noch durch Furcht, sondern mit lauterem Herzen den wählen wollten, der ihnen der würdigste und der beste dünke zu einem Meister und der allervollkommenste zu diesem Amte, daß er der Berichter und Bewahrer sei der andern“. Alle versammelten Brüder schwuren gleichfalls, den Erwählten willig als ihren Meister aufzunehmen. Sodann schriften jene dreizehn in einem besonderen Gemache zur Wahl. Der Wahlkomtur hatte den ersten Vorschlag, die andern folgten, die Mehrheit entschied.

In solcher Weise ward auch Winrich von Kniprode aus den Rheinlanden zum Hochmeister erkoren; er galt allen für den edelsten, den tüchtigsten und unter den gesamten Gebietigern für den würdigsten.

Jetzt ging Glockengeläute von Burg zu Burg durchs ganze Land; die Priesterbrüder im Kapitel stimmten das „Herr Gott, dich loben wir“ an, während die ganze Versammlung in die Kirche zurückkehrte, wo der bisherige Statthalter den Erwählten an der Hand vor den Hochaltar führte und ihm dort durch Darreichung eines Ringes und des Ordensiegels die Ordensherrschaft überantwortete. Der neue Meister gelobte hierauf, die Gesetze und das Beste des Ordens zu befördern, damit er einst am jüngsten Tage vor Gottes Urteil bestehen möge, und gab dann dem Statthalter und dem Priesterbruder, welcher sich unter den Wahlherren befunden, den Bruderkuß.

Der Meisterweihe aber folgten glänzende Feste auf der Marienburg, gleich dem heiteren Morgenrot einer einunddreißigjährigen, hochherzigen und segensreichen Regierung, welche noch heut die goldene Zeit des Ordens heißt.

Vor allem beeilten sich die Städte des Landes, dem neuen Herrn, den sie schon früher als Komtur von Danzig und dann als Großkomtur lieb gewonnen hatten, durch Ehrenboten zu begrüßen. Sie wurden in den Herbergen der Stadt untergebracht, während die berufenen Gebietiger und Komture die ihnen für solche Fälle ein für allemal bestimmten Gemache bezogen: Der Meister von Deutschland des Großkomturs Firmarie, der Meister von Livland das alte Schnizhaus, die Komture teils die Gastkammern, die auf dem Gange im südöstlichen Flügel des mittleren Hauses lagen, teils Wohnungen in der Vorburg oder bei dem Gartenmeister im Garten.

Zur Mittagszeit aber finden wir alle in Meisters großem Remter beim Festmahl versammelt. Dem Hochmeister zunächst sitzen die Meister von Deutschland und Livland und andere hohe Gäste, neben diesen die fünf Ordensgebietiger, dann die Komture, Ritter und Pfaffen. Durch die hohen Fenster ringsum blickt die Sonne über die prächtige Tafel in den silbernen Kannen und Bechern, denn vor jedem Gaste stehen silberne Köpfe (eine Art von Trinkbecher), silberne Karken und Stühchen, meist übergoldet oder mit Bernstein geschmückt, auch Messer, Löffel, Teller und Schüsseln sind insgesamt von Silber, dazwischen funkeln wunderlich geformte, gemalte Gläser, silberne Schalen mit Süßfrüchten und übergoldete, mit Silber beschlagene Straußeneier. Doch der Saal, so gewaltig er ist, fasst das fröhliche Gewimmel nicht, auch draußen vor dem Eingange auf dem herrlichen Gange prangt eine glänzende Tafel, schwirren die Gäste und klingen

die Becher. Auf Remter und Gang aber, zwischen Schenkbank und Tafeln hin und her wirren die niederen Ordensbeamten, die nur für solche Feste zur Aufwartung verpflichtet waren. Der Kornmeister von Marienburg geht dem Kellermeister zur Hand, der Tempelmeister dem Küchenmeister, der Pfleger von Lesewitz reicht das Brod, der Pferdemarschall, der junge Karwansherr von Marienburg und der von Grebin nebst zwei jungen Ritterbrüdern die Speisen, die Pfleger von Meselanz und Montau mit dem Wald-, Mühlen- und Viehmeister füllen die geleerten Gläser, während die Vögte von Dirschau, Grebin und Stuhm, als Oberaufseher, überall ordnend und aushelfend die Tafeln umschreiten, lustig parodiert von dem hin- und herfahrenden Hofnarren des Königs von Böhmen, der, mit seiner Schellenkappe klingelnd, von allen geneckt wird und keinen verschont.

Der Pferdemarschall und seine Gesellen aber bringen nach der Suppe zuerst allerlei Gemüsearten, dann verschiedene Fische, als Morenen, Lachs, Lampreien, Dorsch, und hierauf die gewichtigeren Fleischgerichte. Nun ein neuer Anlauf auf die Schenkbank, und es erscheinen die Mehlspeisen, denen die mannigfältigsten Wildpertsbraten folgen, darunter die damals besonders beliebten Eichhörnchen, auch Stare, Kaninchen und Kraniche. Den Beschlüß endlich machen auserlesene Obstgattungen und zahlreiche, jetzt zum Teil rätselhafte Konfektkarten von Kanehl, Kueben, Koriander, Kardamom und Anis, Kaiserbissen, Pariskörner, Rosinen, Mandeln, Datteln und Pfesserkuchen.

Zu solchem Mahl aber gebührt sich ein herzhafter Trunk, und wir wollen genau Acht haben, was die Pfleger von Meselanz und Montau mit ihren Wald-, Mühlen- und Viehmeistern leisten. Da erblicken wir denn gleich beim Beginn des Mahles, mit des Meisters Wappen geziert, mächtige zinnerne Flaschen und stählerne oder eiserne Kannen mit gutem Danziger oder Wismarschem Biere. Sie müssen jedoch schon bei den Mittelgerichten kleinen Schenkgläsern für den Mittel-Met weichen, und diese wiederum hohen gemalten Gläsern, aus denen man den starken Rigaer Met „kostete“. Jetzt aber tut es plötzlich wie ein Spiegel in der Sonne einen leuchtenden Silberblick über die ganze Tafel; das deutet auf eine Katastrophe: es ist der edle Wein, der nur in silbernen Bechern perlten mag. Da sehen wir zunächst alten Landwein aus Thorn, Riesenburg, Rastenburg oder den Weingärten Marienburgs. Und immer edler werden

die Weine, immer prächtiger und reicher übergoldet die silbernen Becher; da kreisen zum Nachessen Rheinwein aus Koblenz, Malvasier und elsässische, wälsche, griechische und Ungar-Weine, bis zum alten, mit Milch und Eiern gemischten Rheinfall hinan, den der Meister aus einem Kopfe von Alabaster frank.

Von der Empore aber über dem Eingang zum Remter schmetterten Trompeten, hallten Posaunen und Paukenwirbel lustig dazwischen, wechselnd mit Gesang zur Laute von den Schülern des Hauses oder fremden Künstlern, die sich zu solchen Festen aus ganz Deutschland, sogar aus Burgund, Schweden und Mailand in Marienburg einzufinden pflegten. Auf einmal aber verstummte die Musik, und vor der Versammlung im Remter erschien ein Liedsprecher aus den Rheinlanden, umgeben von fahrenden Schülern und Fiedelern, denn diese und Liedsprecher hielten stets als gute Gesellen zueinander. Liedsprecher aber hießen wandernde Deklamatoren, die von Gelag zu Gelag durch alle Lande schweifend, zwischen Musikbegleitung, vielleicht rezitativisch, alte Gesänge vortrugen oder neue improvisierten, meist blonde oder einäugige Bänkelsänger, zuweilen durch Talent oder durch die Gewalt des traditionellen Stoffes ihrer Lieder den Dichtern ebenbürtig. Zu den letztern mochte wohl jener Rheinländer gehört haben, denn sein Gesang übte solchen Zauber über die Gemüter, daß ihm der Meister zehn Mark und der Großkomtur und Trefzler jeder vier Mark als Ehrenbold reichen ließen.

Als darauf der Meister sich endlich von der Tafel erhob, schwärzte die ritterliche Gesellschaft in freudenreichem Schalle durch die prächtigen Hallen die Treppe hinab, um sich in der Kühle des Burghofes zu ergehen. Dieser aber war heut wunderlich belebt von „gehrenden Leuten“, d. h. gelbgehrlichem Gefindel von Nah und Fern, wie auf den Jahrmärkten kleiner Städte. Da sah man einen zahmen Hirsch seine Kunststücke produzieren, da tanzte ein Bär zum einstörmigen Klange von Trommel und Pfeife, dort

quer über die erstaunten Köpfe hinweg war keck ein Seil von Zinne zu Zinne gespannt, worauf Tumeler und Kokeler (Luffspringer und Gaukler) in verzweifelter Lustigkeit um einen Vierdung oder Skoter Reisegeldes ihr Leben wagten, und hie und da der gellende Schrei eines frächenhaften Hanswursts oder eines Pfeifers dazwischen, der mit dem Munde die Nachfigall nachahmte; überall buntes, schwirrendes Gassenpiel, in den Ordensgesetzen „Kaffespil“ genannt, das Hennig in seltsamer etymologischer Verlegenheit in seinem Glossar so deutet, als hätten die Ritter sich nach Tisch bei einer Tasse Kaffee, wohl gar an einer Partie Whist zu ergözen gepflegt.

Bald aber kehrte der Ernst des Lebens zurück; man vernahm bald andere Trompetenkänge, die zum blutigen Kampfe hinausriefen, als reisige Scharen aus Deutschland, England und Frankreich dem Meister gegen die Litauer zu Hilfe zogen, darunter der Burggraf von Nürnberg, der Graf von Oettingen und andere edle Herren, von Winrich fürstlich aufgenommen und bewirtet. Da sah man aus den Fenstern des Remters, der noch vor kurzem von fröhlichen Fiedlern erschallte, überall aus den Werdern Waffen aufblitzen aus dem Grün. Die Führer, ehe sie aussaßen, hatten in der Schloßkirche das heilige Abendmahl empfangen; unten im Hof aber nickten in der Morgensonne hohe Helmbüsche, wieherfen Rosse, glänzten und rasselten Schild und Schwert aneinander, während die Glockenklänge von der Kirche den Ausziehenden segnend das Geleit gaben und die Scharen draußen fromme Lieder zum Preise Marias anstimmten.

Das ist alles verkünnen und vertost, Gras wächst jetzt aus dem stillen Pflaster des Burghofes, und der tapfere Meister ruht seit fast 500 Jahren in der Gruft der St. Annenkapelle, die wunderbarerweise nur die Grabsteine der drei bedeutendsten Hochmeister, Dietrichs von Altenburg, Winrichs von Kniprode und Heinrichs von Plauen müsterlich bewahrt hat. Die Zeit und der Frevel der Menschen haften kein Recht daran.

Marienburg 1920

In satten Farben leuchtete der Abend und spannte über uns den Bogen weit; der Sinn versank in ferne Ritterzeiten. Wir fühlten uns von aller Frohn befreit.

Und Herbst wie Abend schütteten die Gaben aus reichem Füllhorn über Schloß und Flur; der Nogat Spiegelträumerische Bilder war wie ein alter Rütli-Schwur.

Carl Lange

Eduard Heinels Erinnerungen an Marienburg

Von Walther Domansky

Jugenderinnerungen haben immer einen besonderen Reiz, und wenn sie mit geschichtlich hochbedeutsamen Stätten verknüpft sind, ist der Stimmungszauber, der über ihnen liegt, noch um so größer. Das trifft in hervorragendem Maße auf die Erinnerungen zu, die Eduard Heinel von seinen Jugenderlebnissen in Stadt und Schloß Marienburg als reifer Mann niedergeschrieben hat. Der Verfasser, den das Schicksal von der Nogat nach dem Pregel geführt hatte, und der als Archidiakonus an der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg am 17. Februar 1865 das Zeitliche segnete, war am 5. September 1798 zu Marienburg geboren. Auch sein Vater und sein Großvater müßerlicherseits bekleideten geistliche Ämter. Eduard Heinel war in Ladekopp, dann in Tannsee und schließlich in Königsberg als Geistlicher tätig und hatte sich schon in jungen Jahren den Grad eines Dr. phil. erworben. Neben seiner Arbeit in Kirche und Schule fand er noch Muße zu ausgedehnter, schriftstellerischer Beschäftigung. Als Leitfaden für Volksschulen erschien von ihm eine „Gebrängte Übersicht der vaterländischen Geschichte“ 1823. Dieser Schrift folgte nach einer Reihe von Jahren der erste Band seiner „Geschichte des Preußischen Staates und Volkes, für alle Stände bearbeitet“ 1835 (Band II 1838, Band III 1841; Band IV 1843 ist von Kugler, Band V 1848 von Menzel verfaßt). Außerdem gab Heinel noch eine „Geschichte Preußens — bis auf die neueste Zeit — für das Volk und die Jugend“ heraus, die 1857 in fünfter Auflage erschien. Eine Anzahl historischer und biographischer Aufsätze gesellte sich diesen größeren Arbeiten. Auch als Dichter hat Heinel sich versucht. Wir nennen nur seine „Kränze um Urnen preußischer Vorzeit“ 1828, „Tobias“ 1832 und „Das Pfingstfest“ 1833. Seine gesammelten „Gedichte“ gab K. Bartfius 1865 heraus.

Während diese Bücher mehr oder weniger nur noch antiquarischen Wert besitzen, sprechen uns seine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer nur noch schwer zugänglichen Zeitschrift veröffentlichten Erinnerungen an Marienburg auch jetzt noch ungemein frisch und lebendig an. Schon aus den Erzählungen eines älteren Bruders, der am Weihnachtsabend die den Kindern so endlos dünkende Zeit beim Anzünden der Lichter durch allerlei Geschichten und Sagen verkürzte, trat ihm das erhabene Ordenschloß

zu Marienburg, in dessen Schatten seine Wiege gestanden hatte, greifbar nahe. Überall tummelte sich später der lebhafte Knabe mit seinen Altersgenossen in den Räumen des Marienburger Schlosses umher, das in seinem verfallenen Zustande einen um so größeren Eindruck auf seine Phantasie ausübte. Sah er doch den ehemals so herrlichen Bau in seinen einzelnen Räumen zum Getreidemagazin und zur Salzaktorei, zur Seidenmanufaktur und Wollspinnerei und Weberei, ja sogar zum Gefängnis erniedrigt. Eine besondere Anziehungskraft übte auf ihn auch das ehemalige Jesuitenkloster neben der Ordenskirche aus, wo in seiner Kindheit die katholischen Geistlichen von Marienburg wohnten. Gar zu gern mochte der kleine Heinel zu dem katholischen Stadtpfarrer und bischöflichen Offizial gehen und dort einen Auftrag seines Vaters ausrichten. Überall, wo die Schauer der Vergänglichkeit an seine Seele rührten, stöberte er mit Vorliebe umher, und ganz geheimnisvoll dünkte ihn der unterirdische Gang, welcher der Sage nach vom Schloß aus unter der Nogat hinweg bis nach Neuteich führte. Es gab wohl kaum ein bemerkenswertes Plätzchen in den weitläufigen Gebäuden der alten Ritterburg, das ihm unbekannt geblieben wäre, und wovon er nicht anziehend zu berichten wüßte.

Ebenso anschaulich schildert uns Heinel die damalige Stadt Marienburg, die mit ihrer Garnison und ihren vielen Beamten einen nicht geringen Anspruch auf Beachtung erheben konnte. Da ist es das Rathaus, das seine Aufmerksamkeit fesselt, und das Leben und Treiben unter den „Lauben“, wie die Hauptstraße Marienburgs wegen ihrer bedeckten Bogengänge vor den Häusern benannt wird. Ja, so ein Sommersonntag unter den Lauben, wenn es überall nach frisch geschnittenem Kalmus und nach Blumen duftete! Oder so ein Schlachtfest zur Herbstzeit, wenn die geschlachteten Tierleiber abends bei spärlicher Beleuchtung hoch oben an der Decke über den Köpfen der unten dahinwandelnden hingen! Auch in die wohlbäigen Bürgerwohnungen mit ihrem altväterischen Hausrat führt uns Heinel, und mit besonderer Vorliebe in sein elterliches Heim, das Predigerhaus zu St. Georg draußen vor dem Mariendorf.

Auch von manchen Originalen, die damals noch gravitätisch durch die Gassen der Stadt wandelten, weiß Heinel allerlei Schnurriges zu

erzählen. Wir können sie nicht alle aufnennen. Nur einige seien erwähnt, so der Prediger und Seminardirektor Häbler, der sich um die Wiederherstellung der Hochmeisterresidenz besonders verdient machte, der Oberdeichinspektor von Gersdorff, Mitberater bei den Herstellungsarbeiten und Wiedererfinder der enkaufstischen Glasmalerei, und der Justizamtmann und Kommissionsrat Forster, ein Vetter des berühmten Weltumsegelers. Dieser Justizamtmann Forster zeichnete sich durch eine große Zerstreutheit aus, sodaß immer etwas an seinem Anzug zu fehlen pflegte. Er bewohnte das „Forstersche Palais“ und zählte sogar Friedrich den Großen zu seinen Logirgästen. Bei dieser Gelegenheit trafen sich König und Amtmann einmal in dem schönen Garten. Auf die Frage des Preußenkönigs, ob Forster zufrieden sei, gab der Besitzer des „Palais“ ein einfaches „Ja“ zur Antwort. Friedrich meinte, das sei der erste in seiner Monarchie, der sich rundweg für zufrieden erklärt habe.

Zwar „namenlos“ und doch ungeheuer interessant erschien dem Knaben Heinel der Schärf Richter, auf dessen Hof ein Wolf und ein Adler an der Kette lagen, sowie der Reisschläger, der im halbdunklen Schießgraben seinem nachdenk samen Gewerbe oblag.

Von dem Wohlstand der Marienburger Umgebung, nämlich des Werders, weiß Heinel auch noch allerlei zu berichten. So erzählt er von einer reichen Bauernfamilie, bei der bereits alles Gerät aus Silber bestand, und die nun derart vom Hafer gestochen wurde, daß sie sich auch noch silberne — Spucknäpfe anschaffte.

Ein besonderer Abschnitt von Heinels Erinnerungen ist noch der lateinischen Schule, die er besuchte, gewidmet. Das alte Schulgebäude hatte einst als Verteidigungsturm und als Gefängnis gedient und stand in der anmutig bezeichneten Gegend „hinter den Ställen“. Auch seine Lehrer hat Heinel nicht vergessen.

Ein seltsamer Widerspruch findet sich bei ihm insofern, als sich seinem Zug zur Romantik ein entschiedener Rationalismus in religiösem Sinne paart. Seine politisch-religiösen Ansichten wurzelten eben in der Weltanschauung, die in seiner Kindheit die Gemüter beherrschte. Man möchte doch aber meinen, daß sein romantischer Sinn ihn auch mehr empfänglich für die Gefühlswelt der Mystik hätte machen sollen.

Zum Schluß sei noch einer Neu-Ausgabe der Heinelschen „Erinnerungen an Marienburg“ das Wort geredet, da eine solche auch heutzutage wohl ihre Leser fesseln dürfte. Vielleicht findet sich trotz der Not der Zeiten noch ein Verleger dazu.

Frühling in der Marienburg*)

Von Erminia von Natangen (Tortilowicz-Batocki)

Im Fensterbogen seines Sommerremters lehnt still des Ordens Meister. Grelle Farben wirft durch die kleinen, buntbemalten Scheiben der Vollmond auf das weiße Ordenskleid. Der junge Meister sieht ein Rot aufleuchten wie fließend Blut. Er deckt mit hast'ger Hand den roten Fleck, und drunter fühlt er stark sein Herz schlagen. — Rings ist alles still. — Rasch sucht die Hand den Griff am Fensterkreuze, die Flügel fallen bebend nach den Seiten, und silbern fließt das Mondlicht in den Saal. Schnell schlägt der Meister seinen Mantel auf; er lockert leicht das Wams, damit die Lust, die frühlingswarme, seine Brust umspiele, und beugt hinaus sich in die laue Nacht. Da duftet süß der Flieder an der Mauer, und aus der Fülle zarter Blüten klingt das Liebesjauchzen einer Nachtigall. Der Meister dehnt die junge freie Brust, und seine Augen schauen tief herunter

ins Nogattal. Es glänzt der helle Fluß inmitten nebelnasser Frühlingswiesen; der Kiebitz ruft, und fern klingt Rüderschlagen, frohlockend Jauchzen, Lachen und Gesang. — Der Meister streckt die Arme weit hinaus, als wolle er den ganzen jungen Frühling mit seiner ganzen jungen Kraft umfangen. Dann küßt er sehnend seines Fingers Spitze und grüßt hinaus: „Ave — ave amore!“ — Dicht neben ihm singt süß die Nachtigall. — Das Fenster klappt. Des Glases grelles Licht färbt blutigrot die nackte Brust am Herzen. Der Meister sieht's, er schlägt mit heißer Hand den Mantel zu und geht mit lauten Schritten den Fliesenflur entlang zum Dormitorium, wo seine Brüder ruhn. Dort wirft er sich aufs harte Lager — doch es macht kein Schlaf das Herz ihm still, denn draußen singt und singt und schluchzt und jaucht die Nachtigall: „amore!“

*) Velhagen und Klasings Monatshefte 1912, Heft 9.

Rundschau

Die Marienburg, das stolzeste Kulturdenkmal des Deutschtums in der Ostmark

Der Gründer der Marienburg ist der Deutsche Ritterorden. Hermann von Salza (1210—39), dessen Hochmeister, hatte in der richtigen Voraussehung, daß der kulturellen Wirksamkeit der Ordens-tätigkeit im heiligen Lande ein plötzliches Ende bereitet werden könnte, als fernere Lebensaufgabe des Ordens die Eroberung der deutschen Ostmarken, ungefähr das Gebiet des heutigen Ost- und Westpreußen, geplant. Der rasche Anfang folgte. Die damals schon christlichen Polen lagen nämlich im harten Kampfe mit den heidnischen Preußen und sandten eine Abordnung an den Deutschen Ritterorden um militärischen Beistand. Der Landmeister Hermann Balk wurde mit einer starken Heeresmacht den Polen zu Hilfe geschickt und eroberte in den Jahren 1230—1280 das Land der Preußen. Zum Schutz gegen Empörungen des wilden Volkes legte er an strategischen Punkten Burgen an. Der bedeutendste Bau wurde die Marienburg an der Nogat. Das Jahr ihrer Grundsteinlegung ist 1280. Das Hochschloß enthielt die Wohn- und Versammlungsräume für 12 Ritter. An der nördlichen Torseite umschließen lange Gebäudeflügel, die Vorburg mit Wirtschafts- und Vorratsräumen, Ställen und Werkstätten einen geräumigen Vorhof. Das Ganze ist von Wällen und Gräben umgeben, die sich mit je einem Tore nach Norden, Osten und Westen öffnen. Als innere Verfeidigungsline zieht sich der „Hausgraben“ zwischen Hochschloß und Vorburg hin. Ein gedeckter Gang führt schräg aus der Südwestecke kommend, zum „Dansk-Turm“, der Abortanlage der Ritter. — Der Grundriss der Burg wurde kaum verändert, und so bildete diese Uranlage der Marienburg die tonangebende Grundlage zu den späteren Prunkbauten, die durch Meister Steinbrecht wieder hervorgezahert, heute unser Auge berücken. Dem Ordensbau an der Nogat war eine große Zukunft vorbehalten. Als 1309 der Deutsche Ritterorden von dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen nach Preußen verlegt ward, bestimmte er die Marienburg zu seinem Ordenshaupthause. Nun begann eine Zeit höchster Blüte für das Ordensland. Seine Grenzen erstreckten sich im Westen bis zur Oder, nach Osten bis zum finnischen Meerbusen. Eine außergewöhnliche Wohlhabenheit schufen die sieberhafte Tätigkeit von Ackerbau, Handel und Gewerbeleib. Trotz niedriger Zoll- und Steuerlasten füllten sich die Kassen des Ordens und stärkten dadurch in hohem Maße seine Stellung gegenüber den umliegenden Mächten. So fand sich zur Weisheit und Tugend für die deutschen Ritter noch der Reichtum,

eine Konstellation, die wunderbare Frucht reisen mußte, solange die Wage des Gleichgewichts nicht schwankte. Die Marienburg zog den bleibenden Gewinn aus der glücklichen Gestaltung der Sachlage: Gleichzeitig mit der Erstarkung des Ordens zur politischen Großmacht wandelte sich die bescheidene Klosterburg zum goldschimmenden Fürstensitz, dem ein halbes Jahrtausend nichts von seiner Festigkeit und von seinem Kunstwert zu rauben vermochte. Die Abschnitte dieses Umwandlungsprozesses verteilen sich auf die Regierungszeiten der Hochmeister wie folgt: Unter Werner von Orseln (1324—1330) und Lüther von Braunschweig (1331—1335) wurde das Hochschloß „aufwändig“ umgebaut und erweitert und die Vorburg für den hochmeisterlichen Hofstaat hergerichtet. Dietrich von Altenberg (1335—1341) fügte die Schloßkirche, den Turm und die Nogatbrücke hinzu und legte die äußeren Befestigungsarbeiten um Burg und Stadt an. Winrich von Kniprode, der Hochmeister der glänzendsten Zeit (1352—1383), schmückte die Außenseite des Chores der Schloßkirche mit einem goldstrahlenden Marienbild und baute den Hochmeisterpalast. — Die weltgeschichtliche Wahrheit jedoch erwies sich an den Erbauern aufs neue, daß politische Macht und Reichtum, regiert von geistlicher Hand, unbedingt zum Verderben führen. Es kam des Deutschtums schwarzer Tag bei Tannenberg (1410). Unter dem wilden Ansturm der vereinigten Polen und Litauer erlitt Meister Ulrich von Jungingen und die Elite der Ritterschaft eine furchtbare Niederlage. Da schwand das Ansehen und Vertrauen des Landes zu den reichen und mächtigen Rittern. Das Ordensland übte Verrat und ergab sich schmählich dem Feinde. Wie ein leuchtender Diamant deutscher Treue und Tapferkeit lag einzig die Stadt Marienburg inmitten der heranbrausenden slavischen Völkerflut. Drei lange Jahre hielt sie das Banner deutscher Kultur hoch. Dann fiel auch sie durch zermürbenden Hunger und Verrat heimlicher Polenfreunde. Die angesehensten Bürger versielen für ihren Heldenmut dem Beile des Scharfrichters. Vor der Ostseite des Hochschlosses mahnt ein Gedenkstein an die Hinrichtung des Marienburger Bürgermeisters Bartholomäus Blume und ruft dem heutigen Geschlecht zu: Gedenkt an uns Märtyrer deutscher Treue und lasst euch nicht von slavischen Schmeicheleien einfangen! — Nun begann polnische Kultur! Dreihundert Jahre! Die Baupflege der Marienburg wurde vernachlässigt. Ja, (1772) nach der ersten Teilung Polens, wurde der Hochmeisterpalast zur Weberkolonie, das Hochschloß zur Kaserne und später zum Kriegsmagazin umgewandelt. Die hierzu erforderlichen Umbauten hatten schon einen beängstigenden Umfang angenommen, als ein Aufruf Schenkendorfs einen gänzlichen Umschwung in der Behandlung dieses

für Preußen einzig dastehenden Kunstwerkes einleitete. Nach schüchternen Wiederherstellungsanläufen, die mit viel zu geringen Mitteln gleich nach den Freiheitskriegen einzogen, erfuhr die Angelegenheit erst in unsren Tagen die erwünschte Förderung, als Kaiser Wilhelm II., sein hohes Interesse der Marienburg zuwendend, reichere Mittel für die vollständige Wiederherstellung und Freilegung hergab und die Arbeiten in die Hände Steinbrechts legte. — Betrachten wir zunächst den ältesten Teil, das Hochschloß. Den Hausgraben auf der Zugbrücke überschreitend, gelangen wir durch den Zwinger und das Schloßtor an der Nordwestecke in den Schloßhof mit dem überdachten Brunnen in der Mitte. Klösterliche Weltabgeschiedenheit, vornehme Ruhe senken sich auf uns hernieder. Im Erdgeschöf umgeben den Hof von allen vier Seiten offene Arkaden auf schweren Granitpfeilern. Dahinter liegen: im Westflügel die Konventsküche und Vorratsräume, im Nordflügel das sagenhafte Gefängnis des Littauerfürsten Kinstut. Die Kreuzgänge des Obergeschosses öffnen sich nach dem Hofe mit Spitzbogenfenstern. Außen umgeben das Hochschloß Gartenanlagen, „Parcham“ genannt, von dem ersten (trockenen) Graben getrennt durch überdeckte Wehrgänge. — Vom Ostparham aus, der Begräbnisstätte der Ritter, gelangt man durch ein prächtiges, altes Portal in die St. Annen-Gruft (Begräbnisstätte der Hochmeister), durch das andere Portal hinaus in den Nordparcham am Hausgraben, den der „Pfaffenturm“ (jetzt Archiv) nach Osten abschließt. Die Kreuzgänge des Obergeschosses vermitteln den Zugang zu den eigentlichen Konventsräumen, in denen sich das innere Leben der Ordenstritter abspielte. Zunächst im Nordflügel durch zwei Geschosse hindurchgreifend der Kapitelsaal, in dem die großen Kapitel tagten, die Hochmeisterwahlen stattfanden und Entschlüsseungen über Krieg und Frieden und alle wichtigen Regierungsfragen gefaßt wurden. Seiner Bedeutung entsprechend, ist er besonders kostbar ausgestattet: Die in feierlich dunklen Tönen gemalten Gewölbe ruhen auf drei schlanken Steinpfeilern, auf deren Kapitälern (Essländischer Marmor) die Ordenstugenden plastisch dargestellt sind. An den Wänden Gemälde- und Inschriftenstries unter dem Gurtgesims (Geschichte der christlichen Kirche) ist eines der ältesten, vollständig erhaltenen Beispiele farbiger Behandlung. Von hohem künstlerischen Wert sind ferner die Empore und die „goldene Pforte“ (1280); über dieser erhebt sich der Schloßturm, zu dem hier ein Wendeltreppchen hinaufführt. Die andern Flügel enthalten eingeschossige Räume, und zwar der Ost- und Südflügel Schlafräume der Ritter; der Westflügel die aus je zwei Räumen bestehenden

Wohnungen der Gebietiger: des Hauskomturs und des Treßlers, nebst Schatzkammer. Im zweiten Obergeschoß befinden sich Waffensöller und im Südflügel die Wohnräume der Ritter. Der Konventsremter, ein Siebenpfeilersaal, in dem die Ritter an sechs mächtigen Tischen speisten; daneben die „Herrenstube“. Kürzer und schöner in den räumlichen Verhältnissen gehalten, fand dieser Raum, der uns in trostlosem Zustand überliefert wurde, bei der Wiederherstellung eine besonders liebevolle Behandlung. Die in der Nordwand ausgesparte Kunstuferempore, die in röthlichwarmen Tönen gehaltene reiche Bemalung, die Fülle des von zwei Seiten hereinflutenden Lichtes, die harmonische Teilung des großen Raumes durch drei schlanke Pfeiler machen ihn zur behaglichsten Stätte des Hochschlosses. Er diente dem geselligen Zusammensein der Ritter. An der Hosseite zieht sich vor den beiden lehrgenannten Räumen ein Verbindungs-gang hin, der wohl die Bedeutung eines Antrichterraumes hatte. Das Wendeltreppchen in der Ecke der Herrenstube (wie im Kapitelsaal) führt zu den Wehrgängen hinauf. Das Mittelschloß mit seinen Werkstätten, Verwaltungsräumen und Gassstuben im Nord- und Ostflügel bietet dem flüchtigen Besucher nicht sehr viel Interessantes. Dafür überrascht uns der in der „goldenen Zeit“ zum Hochmeisterpalast umgebauete Westflügel durch Werke der Außen- und Innenarchitektur, deren Schönheit unerreicht dasteht. Nicht die Kostbarkeit des Materials, keine reiche Ausbildung von Einzelformen suchen unser Auge zu bestechen. Nur große Architekturmittel genügten dem schaffenden Künstler. Die Kühnheit der Anlage, die Schönheit der Verhältnisse, die Verteilung der Massen und von Licht und Schatten hauchten dem schlichten Backstein und gefüllten Putz organisches Leben ein und brachten Formen hervor, wie sie früher nie gesehen wurden, die sich auch nicht auf andere Bauten überpflanzen lassen. Der nach der Wasserseite vorspringende Teil des Palastes enthält sicher den interessantesten Teil der Außenansichten. Er umschließt des Hochmeisters Sommerremter, den am vornehmsten ausgestatteten Raum der Marienburg. Dahinter liegt der niedrigere und einfachere, durch einen Erdofen heizbare Winterremter, beide unmittelbar verbunden durch eine schmale Tür und den Palastflur, der sich dann zur Treppenhalle erweitert. Von dieser aus gelangt man durch einen kleinen Vorraum in die Hauskapelle. In Verbindung mit dieser steht des Meisters Schlafgemach, daneben befinden sich ein Baderaum und das Dienerstübchen. — Durch die „Hinterkammer“ führt ein Treppchen zum großen Remter, einem Dreipfeilersaal zu ebener Erde, der zur Aufnahme einer größeren Festversammlung Raum bot und sich direkt nach dem Hof öffnet. Unmittelbar daneben eine stattliche Küchenanlage. Schlanke Pfeiler, palmwedelartig empor-schießende Gewölberippen, die ehemals wie die Gewölbekappen und Wände reich bemalt waren, beherrschen die Raumwirkung in den Remtern und lassen jeden andern Schmuck

nebensächlich wirken. Unter dem gesamten Bauwerk befinden sich gewaltige, zum Teil zweigeschossige Vorratskeller. Aus der großen Zahl anderer Gemächer des Palastes sei noch die „Arbeitsküche“ erwähnt. — Die ganze Anlage einschließlich des trocknen Grabens um das Hochschloß umgibt ein zweiter, ehemals durch den „Mühlenbach“ gefüllter Graben nebst Mauern und Türmen. Die „Vorburgen“ außerhalb dieser Verteidigungslinie können nicht mehr in geschichtlicher Treue wiederhergestellt werden, weil Verkehrsstraßen, Eisenbahngleise, Brücken usw. diese Anlagen durchziehen. Erwähnt seien der Karwan (Ordenszeughaus, jetzt Landwehrzeughaus) und die St. Lorenzkapelle aus der Nordvorburg, das Brückentor aus der Westvorburg, von den Befestigungswerken, die um Stadt und Burg herumgingen, der Schnitzturm, der Pulverturm und der Buttermilchsturm.

Die Marienburg ist wie die meisten Bauten der Vergangenheit in erster Linie ein Zweckbau, der dem Bedürfnis seiner Zeit seine Entstehung verdankt. Vergeblich würden wir nach dem Baumeister forschen, dessen Geist der Plan entsprungen. Die Persönlichkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte bestimmenden Einfluß auf die Entstehung dieses Werkes besaßen, ordneten sich, auch während sie ihr Bestes gaben, bescheiden einem großen Plane unter, in dem die Geistesarbeit ganzer Geschlechter verdichtet war. Schönheit ist eine besondere Energieform. Nur durch diese Auffassung können wir den Unvergänglichkeitswert eines solchen Werkes der Vergangenheit erklären im Gegensahe zu den Entfangsüppungen der Gegenwart, die, von einem Meister auf Papier ausgetüftelt, oft nach wenigen Jahrzehnten des Bestehens der Spitzhacke verfallen trock monumentaler Baustoffe und vorzüglicher Konstruktionen. R. Uerpmann

Die Marienburg als geistiger Mittelpunkt des deutschen Ostens

Von Dr. Dütschke, Danzig-Neufahrwasser

In unser aller Erinnerung ist noch frisch die quälende Sorge um das Geschick der Marienburg vor der Abstimmung. Die Gefahr des Verlustes erhellt blitzartig uns allen die Bedeutung dieser Burg: sie ist das Symbol des Deutschtums im Osten. Nun ist der Boden der Marienburg deutsch geblieben und damit jetzt das Sinnbild des Deutschtums gerettet. Dem politisch zerrissenen deutschen Osten muß es nunmehr zur Aufgabe werden, dies Sinnbild deutscher Größe zu vollem seelischem Besitz zu machen und es zu dem geistigen Mittelpunkt des deutschen Ostens zu gestalten, der es im Mittelalter war. Wie nie zuvor muß es jetzt für uns gelten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Wie Wartburg und Weimar im Herzen Deutschlands muß die Marienburg im Osten mehr und anders als bisher eine deutsche Pilgerstätte werden. Dazu müssen die Steine, so herrlich sie im Laufe des 19. Jahrhunderts aus Schutt und Asche neu

erstanden sind, für den ganzen deutschen Osten vernehmlicher zum Reden gebracht werden. Dieses Heft wird die Freunde und Besucher der Burg schon erfreulich leiten und fördern können. Möge erweitert aus ihm ein Buch entstehen, das ein vollkommener Führer zum Geist der Marienburg ist. Möge darüber hinaus aber ein entschlossener Schritt auf dem Wege getan werden, die Marienburg einmal im Jahre zu einer Feststätte zu machen, auf der sich alles eint, was in ihr den geistigen Mittelpunkt des deutschen Ostens in Vergangenheit und Gegenwart erleben will. In einer Festwoche, vielleicht zu Pfingsten, denke ich mir in dem Rahmen, den räumlich und geistig die Marienburg abgibt, ein Bild deutscher Kultur in Hauptzügen dargestellt. Staats- und Kulturgeschichte des deutschen Ritterordens, unter besonderer Berücksichtigung seiner Bauten als einzigartiger Denkmäler, müßte also der alles zusammenfassende Rahmen sein. Weihevolle Festabende, von Musik, lyrischer und dramatischer Kunst getragen, würden die Vorträge nach der Seite des Gemüts vertiefen. Ihnen könnten sich Vorträge aus hervorragenden Gebieten des deutschen Volks- und Geisteslebens anreihen. Auch hier mit starker Betonung der Geschichte, wie es die Stätte als herrlichste Burg deutschen Rittertums gebietet. So könnte an dieser geheiligten Stätte die Gralsburg entstehen, um die unser Herz sehnend blutet.

Biographie der Weichsel

Eine geologische Skizze

Von P. Sonntag

Wie es für den denkenden Menschen einen besonderen Reiz hat, den Werdegang eines großen Menschen von den Anfängen seiner Entwicklung bis zu dem Höhepunkt und Ausgange seines Lebens zu verfolgen, so gewährt auch die Geschichte eines Stromes einen hohen Genuss, wenn es gelingt, die Schwierigkeiten der Forschung zu überwinden, die sich hier auftürmen, da für eine solche Geschichte keine Überlieferung oder sonstige Quellen vorliegen. Unsere Aufgabe soll es nämlich nicht sein, etwa eine rein beschreibende Darstellung des allmählichen Wachstums des Flusses von der Quelle über den kleinen Gebirgsbach zum Strom und zur Mündung zu geben, sondern wir wollen den Versuch machen, die wirkliche Entstehung des Stromes lange vor aller menschlichen Beobachtung von der Urzeit her zu untersuchen, denn auch die mächtige Wassermasse der schifftragenden Flut war nicht von Anbeginn der Welt da, wo sie heute ihres Weges zieht, auch sie ist etwas Gewordenes und Vergängliches.

Die geologische Wissenschaft lehrt uns, daß auf dem größten Teile des Gebietes, welches die Weichsel heute durchströmt, noch in einer verhältnismäßig nicht zu weit entlegenen Zeit — allerdings lassen sich für die geologischen Zeiträume bestimmte Angaben etwa nach Jahrtausenden oder auch nach Jahrmillionen nicht machen — ein großes Meer sich ausbreitete, das mit Schwämmen, Korallen, Tintenfischen

und anderem längst ausgestorbenen Gekier bevölkert war und einen kalkigen Schlamm aus den Resten von Milliarden winziger Urtiere absehete. Es war das *Kreide-Meer*. Der Schlamm ist verfestigt und findet sich mitsamt den Überresten der Tierwelt im Untergrunde des westpreußischen und polnischen Weichselgebietes. Es ist klar, daß damals die Weichsel noch nicht existieren konnte, ja wir wissen sogar bestimmt, daß zu jener Zeit noch nicht einmal die anscheinend von Ewigkeit her gegründeten Berge der Karpaten, die Geburtsstätte unserer Weichsel, vorhanden waren.

Das Ende der Kreidezeit macht sich durch eine Verkleinerung der Meeresbedeckung bemerkbar, und in der nun folgenden Tertiärzeit zeigte sich zunächst während des älteren Abschnitts ein vielfacher Wechsel der Grenzen von Land und Meer. Zeitweise mögen sich auf der Nordabdachung der altkärrtären Rumpffläche schon konsequente Flüsse ausgebildet haben, als das Gelände auftauchte. Für die zweite Hälfte des Tertiärs, während sich das Land nördlich erhob und mit Sümpfen und Wältern (Braunkohlenformation des Miozäns) bedeckte, bildete sich am Fuße der nunmehr aufsteigenden Falten der Karpaten und Beskiden eine Senke (subkarpathische Senke), in welche die Meere zuerst von Südwesten später von Südosten (jüngeres sarmatisches Meer) eindrangen. Diese Tertiärmäere müssen die in den neugebildeten Bergketten entstandenen Flüsse, zu denen auch die Weichselquellen gehörten, aufgefangen und ihr Wasser nach Süden zum Mittelmeergebiet weiter geführt haben.

Erst nach dem Austrocknen dieser Meere (wobei sich die bekannten Salzlager von Wieliczka bei Krakau bildeten) versuchte die junge Weichsel, nach Norden durch die Schwelle des polnischen Mittelgebirges sich durchzuarbeiten. Es bildete sich in postmiocäner Zeit das Durchbruchstal durch das polnische Mittelgebirge und seine Ausläufer, wo die Weichsel sich bis auf die Schichten der oberen Kreide eingearbeitet hat, zwischen dem Lubliner Hügelland und dem polnischen Mittelgebirge, von der Mündung des San bis gegen Pulawy. Wohin aber damals die Urweichsel sich wandte, sobald sie in die Ebene eintrat, ist unsicher. Vielleicht strebte sie einem großen See (Pliozän See) zu, der nördlich von Schlesien bis Posen und dem südlichen Preußen seine Tonabsäße hinterlassen hat.

Jedenfalls hatte auch diese Epoche keine allzu lange Dauer, wenn sie auch Jahrtausende anhielt, denn bald darauf traten jene großen Ereignisse ein, die eine Schne- und Eiszeit über Nordeuropa herbeiführten, die es dann weiter bewirkten, daß bis an den Fluß der Beskiden-Gletschermassen von Skandinavien herkommend sich zu solcher Höhe aufstürmten, daß ein Abfluß in nördlicher Richtung allen in den Beskidenbergen sich sammelnden Wässern vollständig versperrt war. Sie mußten am Rande der Berge entlang südöstlich zum Schwarzen Meergebiet ihren Weg suchen.

Erst als das große Inlandeis wieder seinen Rückzug antrat, langsam und etappenweise Rast machend, im Laufe von Hundertausenden von Jahren, konnten sich nach und nach nähre Abflußwege nach Norden und Westen öffnen, zunächst zur Nordsee und zur Elbmündung. Abgesehen von der Frage der mehrfachen Vereisung mit eisfreien Zwischeneiszeiten — worüber sich bisher für unser Gebiet bestimmte Angaben nicht machen lassen — ist nunmehr die diluviale Weichsel in ihrem Werdegange besser zu verfolgen.

Es steht fest, daß das Eis sich nicht gleichmäßig, sondern mit gewissen Stillstandslagen zurückzog. Jedesmal bei einem solchen Stillstand trat eine Aufstauung der Schmelzwässer und Ströme ein, es bildeten sich Stauseen, aus denen das Wasser westlich zur Nordsee seinen Weg nahm. So war unter anderem zeitweise ein großer Stausee bei Warschau vorhanden, dessen Wassermengen das sog. Warschau-Berliner Urstromtal ausforschten; zuletzt bildete sich ein ähnlicher Stausee zwischen Thorn und Bromberg, aus welchem die Urweichsel zuerst südlich der Bromberger Diluvialinsel, später nördlich derselben über die Kanalsenke zur Neiße-Warthe abfloß, um über Eberswalde wiederum den Unterlauf der Elbe zu erreichen. (Thorn-Eberswalder Urstromtal.)

Nunmehr stand die größer gewachsene Weichsel zum zweiten Male der Aufgabe eines Durchbruchs gegenüber, nämlich die gewaltig aufgetürmten Absäße des Inlandeises (oder Diluviums), das hier im Norden besonders lange und erfolgreich seine Akkumulationsfähigkeit ausgeübt hatten, zu durchbrechen. Es mußte in den neugebildeten baltischen Höhenrücken eine Bresche gelegt werden. Aber der nähere und bequemere Abfluß zum eben gebildeten Offseebecken wurde dem Strom doch etwas erleichtert durch einige Rinnen, welche südlich ließende Nebenflüsse schon während der letzten Stillstandslage des baltischen Gletschers ausgearbeitet hatten. Eine vom Graudenzer Becken nach Tordom führende Rinne ermöglichte dem Strom den Weg nach Norden zum Danziger Stausee in dem Augenblicke zu finden, als das Eis die Danziger Bucht freigegeben hatte. Wenn er hier auch nicht sogleich freies Meer vorsand, so konnte er doch über Zoppot-Gdingen zum Pužiger Wiek und von dort durch das Plutnitztal westlich von Riphöft eisfreies Meer erreichen. Die Meinung, daß die Weichsel über Neustadt-Lauenburg (Rheda-Leba Urstromtal) dorthin abfloss, ist unhaltbar wegen der Höhenlage dieses Talzuges, der nur einen Abflußweg der Wässer des ältesten Danziger Stausees (40 m Höhenlage) darstellt, einer vor dem Einbruch der Weichsel hier bestehenden Wasseransammlung.

So begann jetzt die alluviale Weichsel ihre Tätigkeit in der Danziger Bucht, ein inhaltsreiches und schwierig zu schreibendes Kapitel der Stromgeschichte. In großen Zügen bestand die Wirksamkeit der Weichsel darin, daß, nachdem die aufstauende Wirkung des die Offsee bis zum Grunde ausfüllenden Eises ganz weggefallen und der Strom bei Danzig mündete, eine enorme

Ausschüttung von Sand und Schlick im Mündungsgebiet sich vollzog. Solange die Küste unter der Wirkung der Senkung stand, die unter dem Namen der Litorina-Senkung bekannt ist, verschwanden aber die abgelagerten Sedimente stets wieder unter dem Meerespiegel. Erst als Meer und Land ihre gegenseitige Lage nicht mehr änderten, konnten Wellen und Wind aus dem Weichselantheim den Wall der Nehrung aufwerfen und das Haff als Lagune vom Meere abtrennen. Bald wurde nun der Westwinkel des Haffes völlig zugeschüttet, ein durch diese Alluvionen sich durcharbeitender Mündungsarm (Danziger Weichsel) breitete vor der Mündung ein größeres Aufhendelta aus und wiederholte nach einer Ruhephause in historischer Zeit den gleichen Akt in abgeschwächter Form (älteres und jüngeres Aufhendelta bei Danzig, letzteres durch die Westerplatte dargestellt). Die Eisgänge spielten bei diesen Kraftäußerungen des Stromes eine besondere Rolle; so durchbrach er in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1840 den hohen Dünenwall bei Neufähr bei einer Eisverstopfung, und auch hier schob er seine Sandmassen weit in das Meer hinaus (Messina-Insel). Im Jahre 1895 endlich nahm die moderne Technik die Mündung in ihre Hand und zwang die gesamte Wassermenge in ein neuengrabenes Bett (Durchstich von Nickelswalde-Schiewenhorst). Es dürfte von großem wissenschaftlichen und praktischen Interesse sein, die landbildende Tätigkeit am neuen Durchstich zu verfolgen, wo jetzt die zusammengefassten Wassermengen der drei alten Mündungsarme (Danziger Weichsel, Elbinger Weichsel und Nogat) gemeinsam ihre Wasser der großen Meeresflut vermählen. Das wertvolle Geschenk des Stromes, das er an seiner Mündung dem Menschen darbrachte, das fruchtbare 1561 qkm große Weichseldelta, stellt seine jüngste Schöpfung dar. Über die Geschichte dieses Gebietes sind bereits Bände geschrieben, da hier an der Grenze von Prähistorie und genauer geschichtlicher Überlieferung die Einzelheiten der Entwicklung sich leichter feststellen lassen.

Vorträge im Danziger Stadttheater

Der Oberspielleiter Hermann Merz hat im Sommer beim Zoppofer und jetzt beim Danziger Stadttheater erläuternde Vorträge zu Erstaufführungen, die sich seinem Spielplan einfügen, veranstaltet. Wir haben verschiedentlich auf die frische Brise, die beim Schauspiel freudig und dankbar anerkannt werden muß, hingewiesen. Eine Würdigung folgt in späteren Heften. Heute sollen nur diese Vorträge anderen Städten warm empfohlen werden. Vor Kaisers „Gas“ hielt Oberspielleiter Merz einen Vortrag über Expressionismus, vor Max Halbes „Hörfense Ruland“ über Max Halbe und den westpreußischen Dichterkreis. Für uns sind Halbes Beziehungen zu Marienburg, die auch in manchem seiner Werke (z. B. Novellen „Der Ring des Lebens“ 1910) zum Ausdruck kommen, von Interesse. In seinen Schuljahren fand er hier

wenig Verständnis, so daß er sich dort in jungen Jahren einsam fühlte.

Hermann Merz verfolgt bei seinen Vorträgen den Zweck, den Lebenden in ihrem Ringen und Suchen fördernd zur Seite zu stehen. Da auch die Zeitungen über das Schaffen und Wirken der Dichter, die im Theater zu Wort kommen, berichten, so ist dem Zuschauer die Möglichkeit gegeben, sich für die Aufführung so vorzubereiten, daß er nicht nur dem Stück von vornherein folgen kann, sondern auch tiefer in das Wesen des Dichters dringt. Der Beifall, den die Pläne gefunden haben, ist ein erfreulicher Beweis für das vorhandene Verständnis und ein schöner Lohn für die Mühe, die wir Herrn Merz zu danken wissen.

Carl Lange

Deutscher Heimatbund Danzig

Die Zusammenfassung der Kräfte auf allen Gebieten, von der wir in den Monatsheften schon häufiger gesprochen haben, ist auch für uns in Danzig von hoher Bedeutung. Aus den Erfahrungen dieser Zeit erwächst das innere Bedürfnis, sich gemeinsam gegen die Gefahren zu wappnen. Ereignisse von gewaltiger Tragweite haben im Osten eine neue Welt geschaffen, auf die wir erst unseren Sinn und unser Denken einstellen müssen. Das Herz aber hofft noch an dem, was uns durch Erinnerung und Jugend heilig ist; unser Verstand muß sich dem unabänderlichen Schicksal beugen. Bestrebungen und Vereine zur Verbreitung des Heimatgedankens hat es zu jeder Zeit gegeben. Leider aber standen sie sich oft gegenseitig im Wege und verkannten das gemeinsame große Ziel.

Auch wir sind bei unserer Kulturarbeit in dieser Hinsicht zu bitteren Erkenntnissen gekommen; wie Wenige stellen das Persönliche zurück, wenn es gilt, seine Kraft ohne Rücksicht auf Verdienst und Alltag, selbstlos einzusehen.

Nun hat die Begründung des Freistaates die lähmende Ungewißheit von uns genommen, die schlimmer und bedrückender ist als die Gewißheit, daß wir von unserem Vaterland gewaltsam getrennt worden sind. Das Schicksal Danzigs hat sich schon häufiger in der Geschichte wiederholt. Aus den Erfahrungen vergangener Zeiten erkennen wir die Bedrohung deutscher Kultur. Diese Erkenntnis hat führende Männer zur Überzeugung gebracht, daß ein alle Parteien und Schichten umfassender Bund bei der Begründung des Freistaats dafür sorgen muß, daß deutsche Art und Sitte gepflegt und gefördert werde. Aus dem mehrere Jahrzehnte bestehenden Verein zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler Danzigs ist der Deutsche Heimatbund entstanden, der seinen Wirkungskreis auch auf andere Gebiete erweitert hat und das Wort Heimat an die Spitze stellt. Jede Politik liegt den Bestrebungen des Bundes fern. Diese Gedanken berühren sich mit den Zielen unserer Zeitschrift. So hat der Heimatbund Fühlung mit den Ostdeutschen Monatsheften genommen. Wir werden als sein Organ mit ihm zusammen-

arbeiten. In jedem Jahr wird eine umfangreiche Heimat-Ausgabe erscheinen, die schon bei Begründung unserer Zeitschrift geplant war.

Der Heimatbund dient zur Pflege und Erhaltung der jetzt aufs schwerste bedrohten heimischen deutschen Kultur. Es sind drei Arbeitsausschüsse gebildet: Zur Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler, für Volks- und Heimatkunde und für Natur- und Landschaftsschutz. Ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit, der Religion oder der Rasse ist dem Heimatbund jeder willkommen, der seine Heimat liebt.

In den Vorstand wurden gewählt: Geheimrat Prof. Dr. Matthaei als Vorsitzender (Stellvertreter Stadtschulrat Dr. Strunk), Dr. Carstenn als Schriftführer (Stellvertreter Prof. Dr. Fischer) und Verleger Dr. Rickert als Kassenführer (Stellvertreter Dr. Ziegenhagen). Leiter der oben erwähnten drei Arbeitsausschüsse sind: Prof. Dr. Klöppel, Prof. Dr. Löbner und Oberlehrer Dr. Wangerin. Zu Beisihern wählte man: Rittergutsbesitzer Halster-Herrengrebin, Pfarrer Lemke-Trutenau, Amtsvorsteher Penner-Neukirch. Außerdem werden noch eine größere Anzahl von bekannten und angesehenen Persönlichkeiten im Beirat des Heimatbundes tätig sein.

C. L.

Goethebund in Königsberg

Das äußere Kleid spricht vom Wesen einer Sache. Ein ungeeigneter Rahmen kann die Schönheit eines Bildes stark beeinträchtigen. So sollten wir bei Geselligkeiten und künstlerischen Veranstaltungen immer mehr auf anscheinend unwichtige Dinge achten. Vom Goethebund erhielt ich vor einigen Tagen das Einführungsbuch zu einem modernen Dichterabend zugesandt, das in seiner Art und Anordnung vorbildlich und daher zur Nachahmung empfohlen werden muß.

Die erste Seite des Blattes enthält die Namen der Vorfragenden, Ort, Zeit und die notwendigen Hinweise äußerer Art. Die zweite Seite bringt eine genaue Vortragsfolge. Auf der dritten Seite sind kurze, scharf kennzeichnende Richtlinien über das Leben, die Bedeutung und die Art des literarischen Schaffens gegeben. Die letzte Seite spricht von den bisher herausgegebenen Schriften und Werken mit Angabe der Verleger. Es ist keine Papierverschwendug, denn das Blatt ist kleiner als die üblichen großen Vortragsfolgen. Dem Goethebund ist Beispiel und hoffentlich weiterwirkende Anregung zu danken.

C. L.

Von unseren Mitarbeitern

Geheimer Baurat Konrad Steinbrecht ist der Wiederhersteller der Marienburg, über die er verschiedene Arbeiten veröffentlichte. Sein Hauptwerk ist „Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen“, eine für die Baugeschichte des Ordenslandes grundlegende Arbeit, die noch nicht abgeschlossen ist.

Baurat Bernhard Schmid, der Provinzialkonservator von Westpreußen, lebt in Marienburg. Er ist der Herausgeber des Inventars der Bau- und Kunstdenkmäler von Westpreußen.

Professor Walther Fiese in Königsberg, Privatdozent an der Universität, gab wichtige Quellenwerke zur Geschichte von Preußen und zur Ordensgeschichte heraus; u. a. Reimchronik des Nikolaus von Jeroschin, Zinsbuch des Hauses Marienburg, Ausgabebuch des Haushofmars und Marienburger Konventsbuch.

Professor Otto Günther, seit 1896 Direktor der Stadtbücherei zu Danzig, ist einer der besten Kenner der Danziger Geschichte. Er gab zahlreiche Einzelarbeiten zur preußischen Kultur- und Gelehrten geschichte heraus, u. a. auch „Lengnichs Jus publicum Gedanense“.

Buchbesprechungen

Heimatbücher

Die Lebensverhältnisse zwingen uns nicht nur in unserem Vaterlande zu bleiben, sie machen auch weitere Reisen unmöglich. Besiehen wir uns diesen Schaden bei Licht, so führt diese Beschränkung zu einer Vertiefung des Heimatgefühls. Eine Reihe von Heimatbüchern und -Schriften, die nach kurzer Zeit weite Verbreitung fanden, sind dafür der beste Beweis. Sie suchen aber nicht nur Verbindung mit dem engen Kreis der Heimat, sondern sie wollen auch in die Ferne wirken, um zu gegenseitiger Kenntnis verschiedener Landesteile zu führen. Ich denke da an das im Kriege im Verlag R. Piper & Co., München 1916, erschienene Buch: „Das schöne Ostpreußen“ von Baurat Prof. Dr. Dethleffsen. Man darf wohl nicht mehr von der früher vorhandenen Unkenntnis und Gleichgültigkeit gegen Ostdeutschland sprechen, denn jeder Ge-

bildete im Reich fühlt sich durch die politischen Ereignisse gezwungen, jetzt auch dem kulturellen Leben im Osten sein Interesse zu widmen. Wer sich mit dem Stadtbild Königsbergs und Ostpreußens vertraut machen will, der greife zu diesem reich bebilderten Buch, das uns klar und deutlich den deutschen Charakter dieser Gebiete zeigt. Über das Buch Ludwig Goldsteins, das den Wiederaufbau behandelt, ist hier schon berichtet worden. (Heft 2.) In einem der kommenden Hefte hören wir von der Wiederherstellung vernichteter Städtebilder. Hier soll an Hand von Bildern die geleistete künstlerische Arbeit behandelt werden.

Auf Carl Meißners Buch „Das schöne Kurland“, Verlag Piper & Co., München, ist schon in unserer Sonderausgabe „Königsberg“ hingewiesen. Heimlich sprechen zu uns die gut gewählten, vortrefflichen Bilder. Die einfachen

schlichten Kirchen und die vornehmen Schlösser sind uns in ihrer Art und ihrem Charakter vertraut. Ob es die reichen stimmungsvollen Landschaften oder die Ruinen der Ordensburgen sind, — das Gefühl der Verwandtschaft mit diesem schönen Lande wird durch das Buch verstärkt. Im Mittelpunkt steht die für Kurlands Geschichte besonders wichtige Stadt Mitau.

Während diese Bücher das Charakteristische größerer Landschaftsteile wiedergeben, erscheint im Dresdener Verlage von Kolbe & Schlicht eine Reihe von Heften, die „Das Westliche Samland“ behandeln. Der Verfasser, ein geborener Fischhausenener, hat hier mit unermüdlichem Fleiß und mit inniger Liebe zur Heimat versucht, die schwere Aufgabe zu lösen, ein umfassendes Bild seiner engsten Heimat zu geben. Durch die sorgfältige Zusammenstellung und genaue Durchforschung des behandelten Gebietes sind diese Hefte Quellenwerke von Wert. Die Geschichte des Landes spielt eine wesentliche Rolle. Abbildungen beleben den Text. Die Ausstattung der Hefte, von denen bisher zwei erschienen sind, ist vortrefflich. Soeben kam das zweite Heft, das Neuhäuser, Pillau und die Frische Nehrung behandelt, heraus. Auch hier hat der Verfasser Oskar Schlicht mit Sachkenntnis gearbeitet. Wir werden später als Beweis und Empfehlung der Bücher einige Bilder daraus veröffentlichen. Heft 3 soll das Frische Haff, die Wälder und Ortschaften am Haff, sowie die Bernsteinküste, Heft 4 das Innere des Landes, die Samländische Steilküste und die Kurische Nehrung behandeln. Wir können diese Bücher warm empfehlen.

Auf die beiden Heimatbücher unseres Mitarbeiters Prof. Fritz Braun haben wir schon im Danziger Heft hingewiesen. Braun gehört unbestritten zu den hervorragendsten Kennern der Ostmark. Wir werden bald über sein Wirken und seine Pläne ausführlicher berichten. Zur Weihnachtszeit machen wir noch einmal auf sein Heimatbuch der deutschen Ostmark (Pr. 10,80 M) und sein Buch „Die Ostmark“, eine Landeskunde des deutschen Nordostens, aufmerksam. (Pr. 3 M. Verlag Friedrich Brandstätter in Leipzig.) Beide Bücher sind nicht nur für den heimatkundlichen Unterricht von Wert, sie sollte jeder zur Hand nehmen, der sich mit ostmärkischer Landschaft, ostmärkischer Arbeit und ostmärkischem Geistesleben vertraut machen will. Das Heimatbuch „Die Ostmark“ ist eine Sammlung aus Beiträgen der Heimatdichter. An dieser Stelle weisen wir auch noch auf ein kleines Heft „Westpreußen als Sinnbild“ von Dr. Karl Hoffmann hin (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1920), in dem uns die Bedeutung Westpreußens für die deutsche Wiedergeburt klar bewiesen wird.

Die Reihe seiner Heimatbücher setzt Ludwig Bäte in seinem soeben erschienenen „Buch vom deutschen Pfarrhaus“ fort. (Pr. 15 M., Verlag von J. G. Holzwarth in Bad Rothenfelde.) Auch hier standen ihm wieder Kurt Meyer-Roßmund und Gerhard Wedepohl mit seinen feinen Federzeichnungen zur Seite. Es wird das Pfarrhaus

als Pflegestätte deutschen Wesens geschildert. Vortreffliche Beiträge aus früherer und neuerer Zeit — ich nenne Joh. Valentin Andreä (1619), Ernst Brunk, Friedrich Nicolai, Theodor Gottlieb Hippel, Gottfried Keller, Fritz Reuter, Friedrich Lienhard, Kerner, Storm, Sturm — sind mit seinem Verständnis zu harmonischem Bilde zusammengestellt.

In den letzten Jahren war der Kalender „Kunst und Leben“, der im Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, herausgegeben wird, stets vor Weihnachten schon vergriffen. Er entspricht in seiner besonderen Art und seiner Verbindung zwischen Schwarz-Weiß-Kunst und Dichtung, in seiner guten Ausstattung und wertvollen Auswahl dem Bedürfnis weifester Kreise. Unsere führenden Künstler sind wieder mit wertvollen Beiträgen vertreten. Auch andere Bücher dieses Verlages, von denen wir hier noch „Die vierzehn Nothelfer“, ein Buch Legenden von Karl Bröger (geh. 12 M), mit anschaulichen und gehaltvollen Bildern von Rudolf Schiestl, erwähnen, haben den gleichen Vorzug der Eigenart und künstlerischen Durchbildung. Sprachkunst und tiefe Innerlichkeit vereinen sich hier zu einer Reihe lebensvoller Bilder.

Der Hakenkreuz-Jahrweiser für die Deutschnbewegung, herausgegeben von Bruno Tanzmann und Walter Günther Schreckenbach ist im Hakenkreuz-Verlag in Hellerau bei Dresden zum zweiten Male erschienen. Hier finden wir Sprüche und Bilder, die in Beziehung zur völkischen Bewegung stehen. Eine Reihe der Bilder ist anderen Schriften und Kunstwerken mit Anführung der Quellen entnommen.

Im Verlag von Fischer & Schmidt erscheint zum zweiten Mal in Verbindung mit Erwin Ackerknecht, Gustav Fischer, Hermann Ploch, Oswald Polte, Wilhelm Schaefer das „Stettiner Jahrbuch 1921“, herausgegeben von Max Kuck. Lebendigwirkende Zeichnungen von Paul Holz finden sich in dem Buch, das nicht nur einen wertvollen Rückblick über das Stettiner Leben, sondern auch Anregungen zu einer Umstellung des Theaterwesens (Julius Bab) und Anregungen zu sozial heimatlichen Bewegungen gibt. Ein Aufsatz über das „Deutsche Geistesleben an der Ostsee“ (Studienrat Wilhelm Schaefer) und über „Literarische Völkerbrücken“ (Büchereidirektor Dr. Erwin Ackerknecht), ist für uns von besonderem Interesse.

Carl Lang e

Adele Gerhard: Lorelyn. Roman. 1920. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Geh. 12, geb. 18 Mk.

Letzte Verinnerlichung und Heimkehr zur Seele, letzte Hingabe an das All und Lösung von den Kulturfesseln, endgültigste Bestätigung der im Menschen sich auswirkenden Naturkräfte und Befreiung von allen Hemmungen des Rationalismus strebt Adele Gerhards neuer Roman, den man lieber eine Dichtung nennen soll, an. Mit der Gestalt eines schöpferischen Menschen, des Künstlers Lorelyn, der in der Liebe zu zwei Frauen den gesamten Problemkomplex des Hin- und Hergeworfsenseins zwischen Kultur und

Natur erkennt und sich nach schwerem Kampf hinsinnt zur Einheit seines Ichs mit dem All im Erleben der rheinländischen Natur. Aus unmittelbarsten Erlebnistiefen sind diese Gestalt und das Schicksal Lorelyns hervorgebrochen: als Symbol für die Gegenwart, von ihr besangen und über sie erhoben, zeitgebunden und zeitlos zugleich. Ihnen eignet darum die Kraft zur Führung deutscher Seelen im Heute, die gefragt sind von der Sehnsucht, aus der verlorenen Kultur zurückzufinden zur Sammlung in der Natur. Durch diesen großen symbolischen Gehalt empfängt der Roman merkwürdig starke Monumentalität, mit der die Dichterin sich einzigartig aus der Gegenwartsliteratur heraushebt. Zumal da sich dieser Monumentalität zauberhafte Schönheitsgewalt verbindet. Sprache wie Rhythmus sind in ihrer gepflegten, bildhaft geschlossenen, strengen Anschaulichkeit, in ihrer wehenden, fließenden Melodik zu einer Stimmung zusammengeführt, deren Fülle und Reichtum ergreifend nachklingen. Adele Gerhard hat hier aus neuen Seelentiefen geschöpft, frei von jeder Alltagsrealistik den Ausdruck ihrer eigensten Innerlichkeit gefunden und damit den Schrift in einen neuen Abschnitt ihres Schaffens getan. Hier wirkt sich ihre künstlerische Kraft, ihre Persönlichkeit, ihr seelisch-geistiges Ausdrucksverlangen bezaubernd wie noch nie zuvor aus. —

Hanns Martin Elster

Fritz Brehmer: *Nebel der Andromeda*. Das merkwürdige Vermächtnis eines Iridischen. 1. bis 5. Taus. L. Staackmann, Leipzig 1920. 203 S.

Ein seltsames Buch! Im Gedanklichen wie fast alle Utopien stark fesselnd, in der Formung nicht zu ressloser Klarheit durchgedrungen. In der äußersten Einkleidung erinnert es mich stark an Hauptmanns „Kekker von Saona“. Auch die Inbrunst der Liebesgeschichte ist etwa vom selben Hitzegrad. Andererseits denkt man an die Liebe zwischen Raufendelein und Heinrich. So resslos die Liebesgeschichte zwischen dem Helden der Handschrift und jener Irid, die durch ihn aus ihrer Geistigkeit in Sinnenlust zurückgelöst wird, ins rein Poetische aufgelöst erscheint, so wenig ist es dem Dichter, das ist der Verfasser auf jeden Fall, gelungen, den utopischen Gedankenkreis von der rein ins Geistige fortentwickelten Menschheit auf dem Stern der Andromeda in poetische Handlung umzudenken. Merkwürdig ungeschickt, bringt er ihn in die Form des nüchternen Berichtes, den er Ioids Vater in den Mund legt. Aber — man lese selbst — das Buch verdient es trotz seiner formalen Mängel wie wenige, gelesen und durchdacht zu werden. Nur soviel will ich noch verraten, daß der Held durch Selbsthypnose sich von unserer Erde auf den Stern seiner Sehnsucht versetzt, um schließlich ebenso auf die Erde zurückzukehren, deren Verhältnisse seinem Wesen doch mehr entsprechen.

Ernst Lemke

Der Weg. Roman von Barbara Ring. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emilie Stein. (Verlag Albert Langen, München. 365 S. 12 Mk.)

Dieses unterhaltsame, sauber geschriebene Buch behandelt echte, nicht neue, Romanprobleme, ist gut beobachtet, ungesucht, natürlich, beweist aber geringe Gestaltungskraft. Sein „Schluß“ löst Augenblicks-Konflikte gütlich, befriedigt nicht, zwingt, den „Roman“ selber zu Ende zu denken. Also: ein „Weg“ ohne Ziel, nur ein Ausschnitt aus dem Leben einer Familie. — Der älteste Sohn und Gutserbe, starrer Idealist, glaubt, das „Mädchen aus dem Volke“, das er liebt, heiraten zu müssen, hinaufzadeln zu können, auf den Gutshof zugunsten des Bruders verzichten zu sollen; erkennt, daß die verbesserte Lebenslage bei seiner Frau nur den Hunger nach Reichtum und Wohlleben, Aufzertlichkeiten, erzeugt, angeborene Ansäße zur Verinnerlichung erstickt; sie läßt sich scheiden und heiratet einen Kriegsgewinner, der ihr Luxus zu bieten vermag. — Der Bruder, durchaus Kulturmensch, Familienästhet, Schönheits-Idealist, heiratet standesgemäß, lebt glücklich und zufrieden auf dem Gut, in seinem „Heim“, in das die erste, entscheidende Dissonanz durch die Geburt eines taubstummen, häflichen Kindes getragen wird. Seine Frau, aus Furcht, die Liebe ihres Mannes zu verlieren, läßt das Kind, das sich selbst und allen zur Last werden muß, tödlich verunglücken. — Gut gezeichnet ist der Kontrast zwischen dem Parvenüum der „gehobenen“ Städterin und der ererbten Kultur der Gutsleute. —

Siegfried Berberich

Otto Speckter von F. H. Ehmcke, mit einer Bibliographie von Karl Hobrecker. 104 Abbildungen. Furche-Verlag 1920. Geb. 30 M.

Otto Speckter Auswahl. In Steifumschlag 12 M.

Joseph von Führichs: Religiöse Kunst. Herausgegeben mit einer Einführung von Paul Ferdinand Schmidt. Furche-Verlag. In Steifumschlag 18 M.

Im Fridericianischen Potsdam. 16 Steinzeichnungen von Konrad Clerc mit einem Einführungstext von Otto Ernst Hesse. Furche-Verlag. In Steifumschlag 15 Mk.

Wir haben in einer der letzten Ausgaben einige Bücher des Furche-Verlags über bildende Künstler aus vergangenen Zeiten empfohlen. Der Furche-Verlag hat diese Sammlung von Furche-Kunstgaben fortgesetzt. Da der Verlag uns nur wirklich wertvolle Kunst aus früherer Zeit bietet, so sind diese weit verbreiteten Veröffentlichungen, die der Richtung christlicher Weltanschauung folgen, von hohem Wert für unser Volk. Auch die große und kleine Ausgabe, die uns das Schaffen des Hamburger Malers Otto Speckter nahe bringt, wird von F. H. Ehmcke mit seinem Verständnis für das Leben des Malers, das die tiefste Quelle seiner Gestaltungskraft war, eingeschärt. Eins oder das andere der Kinderbücher von Speckter ist uns aus der Jugendzeit vertraut.

Der im Anfang des 19. Jahrhunderts geborene Künstler hat in seiner Kunst den norddeutschen Charakter nie verloren. Er war aber nicht nur

Illustrator vieler Bücher, der Kenner des Tier- und Kinderlebens, sondern er hatte auch ein inniges Verhältnis zur Natur, in der die Echtheit seines künstlerischen Empfindens zum Ausdruck kam. Aus seinen Bildern spricht zu uns die Zeit und der Geist des alten deutschen Bürgertums; des Künstlers rege Gestaltungskraft weist uns die kostlichsten Bilder aus dem engeren Familienleben vorzuzaubern. Das Werk Speckters ist wertvoll für die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Wie lebendig und frisch wirken auch jetzt noch seine Bilder zu Klaus Groths „Quickborn“, seine Lithographien zu Andersens Märchen und vor allen Dingen seine Kupferstiche zum gestiefelten Kater! Mit Theodor Storm, Geibel, den Brüdern Grimm, Fritz Reuter, Hoffmann von Fallersleben trat er in Verbindung. Eine Reihe der norddeutschen Maler war ihm gut bekannt. Wir sind erstaunt über die Regsamkeit der deutschen Kunst bei Beginn des 19. Jahrhunderts. Otto Speckters Werke gehören in der Tat zum besten, was die Griffelkunst leistete. Die am Schluss befindliche Bibliographie von Karl Hobrecker gibt uns den Beweis für die Vielseitigkeit des von ihm Geschaffenen. Hobrecker gibt auch Anregungen für neue Ausgaben schon fast vergessener Werke.

Ehmke hat uns ein lebendiges Bild seines Lebens gegeben. Der Furtche-Verlag stattete das Buch würdig aus. Das ist in dieser Zeit besonders erfreulich. Zu der schon erwähnten kleineren Auswahl von Otto Speckters Bildern weisen wir noch auf Joseph Führichs „religiöse Kunst“ hin. Es ist die gleiche Schaffenszeit (geb. 1800), die uns zu einer nordböhmischen Handwerkerfamilie führt, bei der Gottesfurcht und künstlerisches Gefühl kennzeichnend sind. Die religiöse Kunst war das Gebiet, das in Wien und später in Dresden zur Entfaltung kam. Führich gehört mit in die Generation der nazarenischen Romantiker hinein, bei denen das Mystische, bei ihm das Religiöse, in Symbolen und Legenden dargestellt wird.

Eine Reihe von Steinzeichnungen aus dem Fridericianischen Potsdam gibt uns Konrad Elert. Es stört die Wirkung der Bilder, daß bei diesem Buch beide Seiten mit Zeichnungen versehen sind. Otto Ernst Hesse gibt uns geschichtliche Erinnerungen an die Hohenzollern, die einen nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung Potsdams gewonnen haben. Es wird uns vom Stil des Fridericianischen Potsdam erzählt, der aus der Vielheit zu einer Einheit wird durch die Persönlichkeit des großen Königs, dessen Geist noch überall zum Ausdruck kommt. Auch unsere Zeit, die unserer Geschichte nicht gerecht wird, kann den Geist und das Wesen der ehemaligen Residenzstadt nicht vernichten, denn auf Schrift und Tritt begegnen uns die Erinnerungen alter Zeiten. Die Schönheiten einiger Plätze, Gebäude und Anlagen, Brücken, Tore und Terrassen, die uns Konrad Elert in einer Reihe von charakteristischen Zeichnungen zeigt, sind unzertörbar. Sie erfreuen auch noch heute unser Auge.

Carl Lange

Die schöne und wunderbare Jugend der Haudumoh Siebenstern von Friede H. Kraze. Verlag K. Thiemeann, Stuttgart. Preis gebunden 15 Mk.

Das ist ein treffliches Werk, das der bekannte Jugendverlag in seinen „Vorfrühlingsbüchern“ ausführen will, daß er dem werdenden Menschen schöne, edle und ihn vorwärtsfragende Bücher in die Hand geben will. Keine Sentimentalität und kein flaches, aufdringliches Moralisieren sollen die Bücher enthalten, sondern Kunstwerke aus starken und reisen Künstler- und Frauenseelen sein.

Konnte da der Verlag wohl ein besseres tun als gleichsam zum Auftakt seines neuen Werkes sich die Kunst Friede Krazes zu sichern, einer der feinen Frauen- und Dichterinnenseelen Deutschlands?

(Leider wird ihr immer noch nicht die Wertschätzung zuteil, die ihr gebührt. Sie schreibt eben keine Marktware.) Ihre eigene Jugend schildert die Dichterin in dem Buche mit der ganzen, wundersamen Inbrunst ihrer reisen Seele. Besonders edel ist die Verknüpfung des Diesseits mit dem Ewigen gelungen. Der Glanz einer reinen, großen Seele liegt auf dem, was da geschrieben steht. Wer seiner Tochter oder einem reisenden Mädchen ein feines und liebes Geschenk geben will, der tut das Beste, dieses Buch zu wählen.

Reinhold Braun

Selige Armut. Roman von Wilhelm Scharelmann. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.

Es gibt Stunden, wo alles von uns abfällt, was wir haben, was wir können, was wir sind. Wo eine Frage unseres geistigen Seins an uns herantritt, die zu lösen weder Besitz noch Wissen noch Können imstande sind. Der also ringende Mensch schaut ins Herz der Welt, ringt mit Gott, wie Jakob in der Schrift. Nur ein stilles Lächeln in gelassenen Zügen verrät, daß er überwunden. Daz er weiter gediehen ist als jeder Emporkömmling aus Staub zu Glanz und Größe. Denn er ist hinter die Dinge gekommen, an denen er bisher gehangen, hat den Abstand zu ihnen gefunden, aus dem die Weisheit hervorgeht, daß wir nur die Figuren in allerhand Tafeln sind, in denen es ohne Belang ist, ob Könige oder Bettler eine Lehre versinnlichen. —

Hans Dovidat, der Pfarramtskandidat im oben genannten Roman, hätte alle Ursache, seine Kräfte gegen niederdrückende Verhältnisse mobil zu machen: Armutlichkeit, Dürftigkeit, Kleinlichkeit, Alltäglichkeit. Aber er ist ein Verzichter. Ihm wohnt von vornherein ein zuversichtliches Sich-Treiben-lassen inne, ein tiefer Vertrauen auf die Güte der Natur, die alle Dinge immer wieder zu sich heranzieht. So verläßt er den Kreis, in dem er bisher gestanden, und wo ihm ein Liebesstern aufgehen wollte, und die Widerstände, denen er gewichen, werden ihm Quellen neuer Kräfte. Tapfer entsagt er allen bisher genährten Illustrationen, frei bekennft er in einem Briefe an Ulrike, die Tochter des Konsuls Kölling, daß er

der unauslöschlichen Liebe, die er vom ersten Tage an für sie empfunden, entsage, und also frei begibt er sich unerkannt in die Wald einsamkeit einer armeligen Pfarrer im Fichtelgebirge, in der er sein Leben zu verbringen gedenkt, arm, aber glücklich in tätiger Liebe. Aber das Leben ist stärker; der schmerzliche Spalt, der zwischen dem unfähigen Häuslerelend seiner Pfarrer und seiner seligen Zuversicht klafft, zer schneidet sein eigenes Herz. Und bis zu der Klarheit, die Jahre später alle Lebenserfahrungen in ein heiteres Buch von „Seliger Armut“ fassen konnte, ist ein weiter, mühevoller Weg. Und ein ebensweiter, aber durch eine lange Roman handlung begründeter — der tiefinnere Entschluß Ulrikens, den verloren geglaubten Freund aufzusuchen, um ihm für immer zu gehören.

Scharrelmanns Roman ist ein deutsches Buch aus dem Vaterlande Jean Pauls und aus der Heimat des Armenadvokaten Siebenkäss. Es ist aber auch ein Buch aller Menschen, die den Geist der Liebe und des elendlindernden Schaf sens verehren. So ist es ein Wirklichkeitsbuch, obwohl die Realitäten wie durch einen Schleier gedämpft erscheinen und als Naturstimmung und Menschenerleben nur in edelgeschwungenen Sätzen nach Ausdruck suchen.

Einige Lücken und Längen beeinträchtigen die Komposition. Im Hinblick auf den Handlungskern erscheinen die Schicksale des Hauses Kölling allzubreit behandelt. So dürfte freilich, nachdem der Verfasser Sonne und Wind hatte spielen lassen, Ulrikens letzte Handlungswise wie eine reife, fertige Frucht erscheinen. Aber die Seiten im Kapitel David in Kindsmaggen sind reichlich weiß geblieben. Der Leser hat ein Recht, auch hier das liebevolle Nachgehen zu verlangen, das den Morsumer Spießbürgern so überreich zuteil ward. Um so mehr, als schon des Verfassers „Täler der Jugend“ den Leitgedanken aufzeigten, daß alles Planen und Schaffen am eigenen Leben, wenn es irre wird, sich in Liebe umsehen soll, um Erzieherarbeit an den Kindern zu leisten.

Man darf aber wohl hoffen, daß Scharrelmann noch des öfteren nach Kindsmaggen zurückkehren wird, um von den „Armmütigen“ zu künden, allen, „die den Kampf und die Gier nach Besitz aufgegeben hatten und nun wie Befreite lächelnd Ja zu ihrer Armut sagten... Menschen, die es nicht lehrhaft wußten, nein, die es erfahren und erlebt hatten, was es bedeuten wollte: lächelnd arm zu sein und selig in aller Armut.“

Scharrelmanns Buch, das in seiner stillen Art auf einen innerlich erneuerten Menschen hinweist, nach dem alle Welt verlangt, verdient die weiteste Verbreitung.

D.

Die Hochzeit in der Pickbalge. Ein heiteres Schauspiel in vier Akten von Wilhelm Scharrelmann. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.

Die „Hochzeit“ ist ein idyllisches Stelldichein der aus der „Pickbalge“ und dem St. Annen buche schon bekannten Häusler- und Kleinbürger figuren des Verfassers. Das Stück, das seinen

erfolgreichen Weg über verschiedene Bühnen schon gemacht hat, liegt nun in Buchform vor: eine Fülle köstlicher Szenen, wo diese Altmänner häusler, Schneider, Laternenansstecker, Schiffer, Fischer, Handwerker in kleinem Kreise zusammentreffen, und von ihren kleinwichtigen Angelegenheiten drollig bewegt und aus verborginem Rampenlicht von des Verfassers Weltanschauung angeleuchtet erscheinen. Die Vorbereitungen zu einer Hochzeit, die in der Schenke zum „Haifisch“ unter Teilnahme der gesamten Pickbalge gefeiert werden soll, können natürlich keine erschütternden seelischen Konflikte abgeben, und so muß das Stück durch die Szene ersehen, was ihm im Dramatischen abgeht. Die prächtigen Charakterfiguren hinterlassen einen Eindruck, der nicht leicht verlöscht. — Mit einer gewissen Wehmuth empfindet man den Abstand von dieser Welt, die nicht mehr ist. Die aber sein und bleiben wird in dem, was den Wert dieser Pickbalger- und Sankt Annenleute ausmacht. Wer sie wertschätzt, wird an der „Hochzeit“ seine Freude haben.

D.

Peter Paul. Von Rudolf Heubner. Verlag Staackmann, Leipzig. Pr. brosch. 15. geb. 22, in Leinen geb. 24 Mk.

Die feine Seelenkunst des Dichters hat sich in diesem Roman in besonderer Schönheit offenbart. Peter Paul Rubens schönster Sommer und sein Glück leuchten hier auf, man möchte sagen, in dem Eigenlichte des Dichters. Das zarte Liebes- und Launenspiel zweier Seelen ist in diesem Buche in lustspielartiger Bewegung hingezaubert worden. Nur einer vom schönen Menschen- und Künstlertum Ergriffener konnte solch ein Buch schreiben. Reinhold Braun

Menschen um achtzehn. Erzählung von Franz Lüdtke. Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes, Barmen. Pr. geb. 18 Mk.

Das ist eins von den Büchern, die uns bitter not sind, ein Buch, das emporragt aus der Hochflut der Erneuerungsschriften. Denn es greift an die Wurzeln. Es ward von einem geschrieben, daß Herz glüht von der Liebe zur Jugend, der innere Not leidet um unsres Volkes willen. Von einem Erzieher ist es geschrieben, der ein Dichter ist. Der heilige Ernst macht das Werk groß. Mit heiligem Ernst sind die tiefsten Dinge berührt und in das Licht der Wirklichkeit gestellt worden, unerbittlich mit der Wahrheit der großen Liebe.

Und Wege der Rettung und Befreiung, des Sieges leuchten auf.

Das Buch theoretfiziert nicht, sondern ist das Leben und hilft zum Leben, zum starken, reinen und segensvollen.

Eine hohe Frommheit ist dem Buch eigen. Und das ist in dieser Zeit des Materialismus und des Gottesleugnertums ein besonders wertvoller Zug!

Reinhold Braun

Max Dreyer: Die Insel. Geschichten aus dem Winkel. 1.—5. Tausend. L. Staackmann, Leipzig. 1920. 205 Seiten. Geh. 7.—Mk., geb. 11.—Mk.

Nach zwei Romanen aus dem Zeitalter der Befreiungskriege gibt Max Dreyer heute ein schmales Bändchen, „Geschichten aus dem Winkel“. Es sind Charakterbilder aus seinem pommersch-meklenburgischen Winkel. Wer sie in ihrer inneren und äußeren Wahrheit ganz genießen will, muß zum mindesten Norddeutscher von der Wasserkanke sein. Denn nur der wird sie mit dem Mitgefühl aufnehmen können, das nötig ist, um sie als dichterische Leistungen werten zu können. Menschen und Natur, wie sie Dreyer hier zeichnet, sind bis zum äußersten echt und blutwarm. Die große Welt schlägt nur durch Erinnerungen ihre Wellen in den Winkel, in dem diese Männer und Frauen ihr bescheidenes Leben hinbringen. Aber sie alle leben es mit ihrer ganzen Seele. Und so ist es ihrem Schicksal, nicht selten mit einem tragischen Anhauch, aber fast ebenso oft mit einem versöhnlichen Humor, der den Menschen über sein Geschick erhebt.

Ernst Lemke

Otto Wolfgang Spieß-Mappe

Die Danziger Verlagsgesellschaft gab nach der in den Vorzugsdrucken schnell verkauften Berthold Hellingrathmappe eine neue, gut ausgestattete Kunitmappe Danzig (8 Originalzeichnungen) von dem hiesigen Maler Spieß heraus. Generalsuperintendent D. Reinhard schrieb das Vorwort. Eine Reihe von Bildern, die zu den architektonisch wertvollsten Gebäuden und stimmungsreichsten Punkten führen, gibt uns den Beweis, daß der Charakter der Stadt durch und durch deutsch ist. Da Danzig im Mittelpunkt des Interesses steht, wird die Mappe manche Freunde finden. Der Verlag beweist durch diese neue Ausgabe, daß er die Verpflichtung des Heimatgedankens in den Vordergrund stellt. Der Preis kann bei der rein friedensmäßigen Ausstattung (Format 36×47) als wirklich niedrig bezeichnet werden.

Für Sammler von Vorzugsdrucken ist eine numerierte, besonders würdig hergestellte Ausgabe in nur 50 Exemplaren erschienen, deren Blätter vom Künstler handschriftlich unterzeichnet sind.

3.

Johanna Beckmann

Johanna Beckmann geht ihren stillen Weg. Unberührt durch die Ereignisse der Zeit sucht sie unter schweren Lebensbedingungen immer wieder die Seele der Natur zu erfassen. Ihre verschiedenen Bücher sind für das Weihnachtsfest besonders geeignet. Der während des Krieges häufig genannte Stiftungsverlag in Potsdam hat zwei Märchenbücher Johanna Beckmanns (geb. 10 M.) herausgegeben. Der Verlag Roesl & Co. gab Stormsche Novellen mit Scherenschnitten von Johanna Beckmann heraus, von denen in unserem ersten Heft gesprochen wurde. Jetzt folgte ein Buch „Traum und Tat“, Schattenseele und Gedanken, und die Ausgabe von Schattenbildern und zahlreichen Zierstücken zu Joseph Freiherr von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Wie sehr gerade Eichendorff uns nahesteht, erfahren wir an

anderer Stelle. Die Stärke Johanna Beckmanns liegt in der Kleinkunst, wobei das Wort „klein“ keine Herabsetzung sein soll. Die zarten und feinen Dinge, die Zweige, Blumen und Kränze weiß sie am besten und beseeltesten wiederzugeben. Das beweist auch wieder dieser neue, handliche, recht gut ausgestattete Band, der — doch das überrascht jetzt nicht mehr! — 18 M. kostet.

Carl Lange

Von der Tschecho-Slowakei

Bundeskalender — der Volks- und Heimat-Spiegel 1921. Im Auftrage des Bundes der Deutschen in Böhmen ist ein Volks- und Heimatkalender für die Deutschen in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Slowakei von Ernst Leibl herausgegeben. Wir machen auf diesen in der Tschecho-Slowakei weit verbreiteten Volkskalender aufmerksam; das Schicksal von Millionen unserer Volksgenossen ist dort schwer bedroht. Wir hören nur zu wenig vom Deutschen Siedlungsgebiet der Tschecho-Slowakei, aber die Unterdrückung deutschen Schulwesens und deutscher Wirtschaft sowie die Rechtlosigkeit unserer Blutsverwandten kann unsere Herzen nicht unberührt lassen. Der Hass gegen alles Deutsche bringt einen Zustand der Unfreiheit für unsere deutschen Brüder, mit denen wir in lebendiger Fühlung bleiben wollen. Gemeinsames Leid läßt das Schwere leichter tragen.

G. H.

Ostdeutsche Nachrichten. Als Verbandsorgan des Ermländer- und Masurenbundes erscheinen die „Ostdeutschen Nachrichten“. Als verantwortlicher Schriftleiter zeichnet Max Worgitski, der aus der Abstimmungsarbeit wohlbekannte Vorsitzende des Ermländer- und Masurenbundes.

Sie unterrichten über die Ziele und Aufgaben des Bundes und geben Mitteilungen über den Verlauf der Arbeit. Für jeden außerhalb Ostpreußens lebenden Ermländer und Masuren sind sie ein wohlgeignetes Bindeglied mit der Heimat, aber auch für alle andern deutschen Volksgenossen enthalten sie viele nützliche Anregungen.

Probenummern verschickt die Zentrale des Ermländer- und Masurenbundes in Allenstein, Wilhelmstraße 13. Der Postbezug kostet nur 2 Mk. vierjährlich (13 Nummern).

W. L.

Eingesandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- Hermann Ploetz, „Wein und Brot“, Gedichte. Verlag Georg D. W. Callwey, München.
 Martha Gieß, „Maljada“. Verlag Fritz Würz, Berlin. Geb. 5 Mk.
 Dr. Kurt Bock, „Berufung des Weltflüchtigen“. Verlagsbuchhandlung Boll & Pickard, Berlin.
 Dr. Kurt Bock, „Das Fenster gen Osten“. Verlag „Die Wende“, München.
 A. Nachtigall, „Freiheit“. Verlag Ferdinand Dümmler, Berlin. Geb. 10 Mk.
 Hildegard Voigt, „Dornenkind“. Gedichte. Norddeutscher Verlag, Steffin. Kart. 3,50 Mk.

- Rudolf Greinz, „Die Pforten der Ewigkeit“, Legenden. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geh. 18 Mk.
- Wilhelm Müller-Rüdersdorf, „Lieder aus dem Venus Sommer“. Nordd. Verlag, Stettin. Geh. 7,50 Mk.
- Julius Bab, „Menschenstimmen“. Norddeutscher Verlag, Stettin. Geh. 7,50 Mk.
- Karla König, „Menschen“. Norddeutscher Verlag, Stettin. Kart. 3,50 Mk.
- Karla König, „Abenteuer der Käze Sardine“. Norddeutscher Verlag, Stettin. Kart. 3 Mk.
- E. Schneider-David, „Kulturaufgabe im neuen Deutschland“. Schmidsche Buchhandlung, Köln a. Rh. Geh. 9,50 Mk.
- Werneck-Brüggemann, „Küsse des Nirgal“. Edda-Verlag, Cassel.
- Werneck-Brüggemann, „Die verlorenen Kronen und die Totentruß“, zwei Musikdichtungen. Edda-Verlag, Cassel.
- Hans Franck, „Glockenfranzel“, Märchennovelle in 2 Bänden. Verlag der Linsischen Buchhandlung in Trier.
- Hanns Martin Elster, „Freiherr von Stein“. Verlag Ullstein, Berlin.
- Hans Francke, „Meine Welt“, Gedichte. Verlag Walter Seifert, Heilbronn.
- Hans Francke, „Opfer“, Drama in 3 Akten. Verlag Walter Seifert, Heilbronn.
- Dr. Kurt Bock, „Der große Pan“. Felsen-Verlag Buchenbach, Baden.
- Dr. Kurt Bock, „Strophen um Eros“. Dresdener Verlag von 1917.
- Ernst Hammer, „Der tote Gott“, Märchen und Gedichte. Verlag von G. Soltan, Flensburg.
- Ernst Hammer, „Der Gekreuzigte“, Drama. Vita Deutsches Verlagshaus.
- Hanns Fechner, „Waldvolk aus dem Reiche der Berggeister“. Generalfeldmarschall von Hindenburg, „Aus meinem Leben“. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Geh. 27,50 Mk.
- Karl Nöbel, „Der russische und der deutsche Gedanke“. Furch-Verlag, Berlin.
- Franz Kliche, „Deutschritter Kreuz und Schwert“. Verlag des Westdeutschen Junglingsbundes, Barmen. Geh. 20 Mk.
- Laotse Sprüche, „Mensch, werde wesentlich“, deutsch übertragen von Klabund. Verlag F. Heyder, Berlin-Zehlendorf. 2,50 Mk.
- Bildersammlung, „Die zeitgenössische Schwarz-Weißkunst“. Verlag F. Heyder, Berlin-Zehlendorf. 2,80 Mk.
- Emil Augeler, „Haussmärchen der Augeler Kinder“. Furch-Verlag, Berlin.
- D. R. Dohse, „Gefahr im Verzuge“. Leipziger Verlags- u. Commissionsbuchhdg. Geh. 3 Mk.
- Friedrich Luckwald, „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“, in 2 Bänden. Verbindung wissenschaftl. Verleger, Walter de Gruyter, Berlin-Leipzig. Geh. 30 Mk. das Stück.
- Robert Kurpiun, „Der Mutter Blut“, Roman. Lehmannsche Verlagsbuchhandlung Dresden. Geh. 18, geb. 25 Mk.
- Robert Kurpiun, „Bunt Volk“, Roman. Lehmannsche Verlagsbuchhdg. Dresden. Geh. 16, geb. 22,50 Mk.
- Robert Kurpiun, „Die Schwarz-Weizen“, Schauspiel. Lehmannsche Verlagsbuchhdg. Dresden.
- Gerhaff von Herzberg, „Auf dem Landwege zu Deutschlands Wiederaufbau“. Lehmannsche Verlagsbuchhdg. Dresden.
- Moderne lettische Lyrik. Übertragen von Elfriede Skalberg. Verlag F. Würz, Berlin.
- Wilhelm Scharrelmann, „Die drei Brüder und anderes“. Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ullrich Meyer, Berlin-Dahlem. 5 Mk.
- Wilhelm Scharrelmann, „Die beiden Kränze und andere Gedichte“. Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ullrich Meyer, Berlin-Dahlem. 5 Mk.
- Fritz Brehmer, „Nebel der Andromeda“. Verlag L. Staackmann, Leipzig.
- Franz Lüdke, „Heimat“, Balladen und Lieder. Verlag des Deutschen Ostbundes, Berlin. Geh. 5 Mk.
- Franz Lüdke, „Ostmark und Volkshochschule“, Heft 3. Verlag des Deutschen Ostbundes, Berlin. Geh. 2 Mk.
- Ernst W. Loß, „Wolken überflagg“ Gedichte. Kurt Wolff Verlag, München. Geh. 3 Mk.
- Leonhard Schricker, „Innst Haberlands Fahrt ins Glück“. Verlag G. Westermann, Braunschweig-Hamburg-Berlin.
- Ewald Silvester, „Der flammende Kranz“, Gedichte. Verlag Schüler Ackermanns Nachfl., München.
- Paul Zech, „Der Wald“, Gedichte. Sybillenverlag. Geh. 8 Mk.
- Franz Herwig, „Das Schlachtfeld“, Roman. Adolf Bonz & Co.
- Ida Gräfin Hahn-Hahn, „Faustine“, Roman aus der Biedermeierzeit. Verlag R. Bredow, Berlin. Geh. 12 Mk.

Wettbewerb

für den Umschlag der Ostdeutschen Monatshefte

Die Einsendungsfrist ist mit dem 1. Dezember abgelaufen. Die Beteiligung war eine recht rege, es sind über 60 Entwürfe eingesandt worden, über die das Preisgericht in Kürze den Spruch fällen wird.

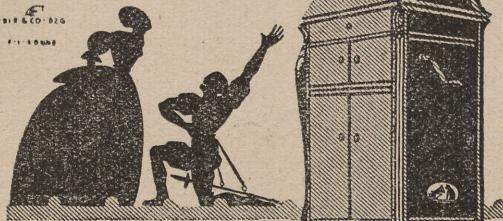
Beachten Sie, bitte, die Übersicht über die bisher erschienenen und in Vorbereitung befindlichen Nummern der „Ostdeutschen Monatshefte“ auf Seite II des vorderen Anzeigenfeldes.

Durch Streik in der hiesigen Klischeefabrik mussten einige Klischees von der Marienburg forbleiben.

Die Abbildung auf S. 369 ist nach einer Aufnahme von R. Th. Kuhn † gefertigt.

Die Bühne im eigenen Heim

BR. & CO. DZG
1910



Gramo

**bereitet jedem große Freude
und Unterhaltung**

Instrumente in allen Preislagen werden kostenlos vorgespielt

Froßert
Grammophonhaus

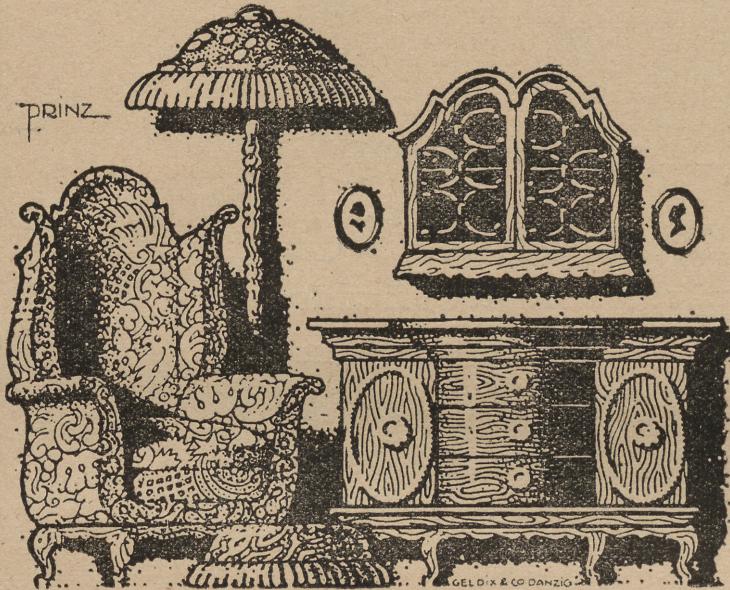
• Kohlenmarkt 10 • Danzig • Heilige Geistgasse 17 •



Borg's
Cigaretten
für
Qualitätsräucher



L. CUTTNER MÖBEL-FABRIK



DANZIG

GEGRÜNDET 1852
FERNSPRECH. 764

AUSSTELLUNGS-
RÄUME:

LANGERMARKT 9/10
ELISABETHWALL 5

Danziger Privat-Actien-Bank

Langgasse 33 DANZIG Gegründet 1856

Aktienkapital und Reserven 40 Millionen Mark

Zweigstellen:

DANZIG

Stadtgraben 12
4. Damm 7

LANGFUHR

Hauptstr. 113

NEUFAHRWASSER

Olivaer Str. 8

ZOPPOT

Am Markt 1

Culmsee Dirschau Elbing Graudenz Köslin i. Pom.

Lauenburg i. Pom. Marienburg Posen

Pr. Stargard Stolp i. Pom.

..... Günstige Ausführung aller Bankgeschäfte.

Bernhard Liedtke, Danzig

Langgasse 20

Ständige Ausstellung
berühmter Meister für
Gemälde und Graphik

Langgasse 21

Kunstgewerbehaus.

August Momber

G. m. b. H.

— Dominikswall 9/10 —

Spezialgeschäft für

Wohnungsausstattung

Otto Sablewski

DANZIG

Dominikswall 13



Kunst-Handlung

Gemälde

Original-Radierungen

Reproduktionen

Spezialgeschäft
für

Bilder-Einrahmungen

Hahn & Löchel

Danzig

Tel. 508, 3092

Langgasse 72



Orthopädisch-medizinisches
Fach- und Versandhaus



Optik
Operationsmöbel

**Kunstglieder
Bandagen**

**BAUGEWERKSMEISTER
ADOLF ZARSKE**

TECHNISCHES BÜRO

BAUPROJEKTE

KOSTENBERECHNUNGEN

SACHVERSTÄNDIGER U. BERATER
IN ALLEN BAUANGELEGENHEITEN

WERTSCHÄTZUNGEN

VERMITTELUNG

von GRUNDSTÜCKS-AN- U. VERKÄUFEN

DOMINIKSWALL 81 FERNSPR. 1289

Briefmarken!

I. Danziger
Postwertzeichengeschäft
empfiehlt sich zu An- und Verkäufen.

Karl Riedel

DANZIG - LANGFUHR

Brunshöferweg 45a

2. Verkaufsstelle: Danzig, Kohlenmarkt 8.

S. Piatkowski, Architekt

Danzig

Karthäuser Strasse Nr. 121

Büro für Architektur, Bauleitung
und Bauausführungen

(Hoch- und Tiefbau)

Bank-Konto: Deutsche Bank, Filiale Danzig.

Beleuchtungskörper

in großer Auswahl



Elektr. Anlagen
Badeeinrichtungen.

F. Kreyenberg

DANZIG, Gr. Gerbergasse 5
LANGFUHR, Hauptstr. 115

Leben

Unfall

Gustav Birkenfeld, Danzig

Dominikswall 8

Assekuranz-Geschäft

Telefon 1289

vermittelt Versicherungen aller Art.

Haftpflicht

Transport

Reisegepäck

Einbruch

Feuer

Kunsthandlung Bildereinrahmung

Willy Voß

Danzig

Fernsprecher 1324 • Gr. Gerbergasse 2

Große Auswahl in Originalen

von

M. Wendrich, M. v. Ziegler, Gustav Pfahl u. a.

Aquarelle, Original-Radierungen

Holz- und Scheerenschnitte

Gravüren und Farbendrucke

Reichhaltiges Leistenlager
und Ovalrahmen.

Photorahmen

Vergolderei



Rad-Jo

6000

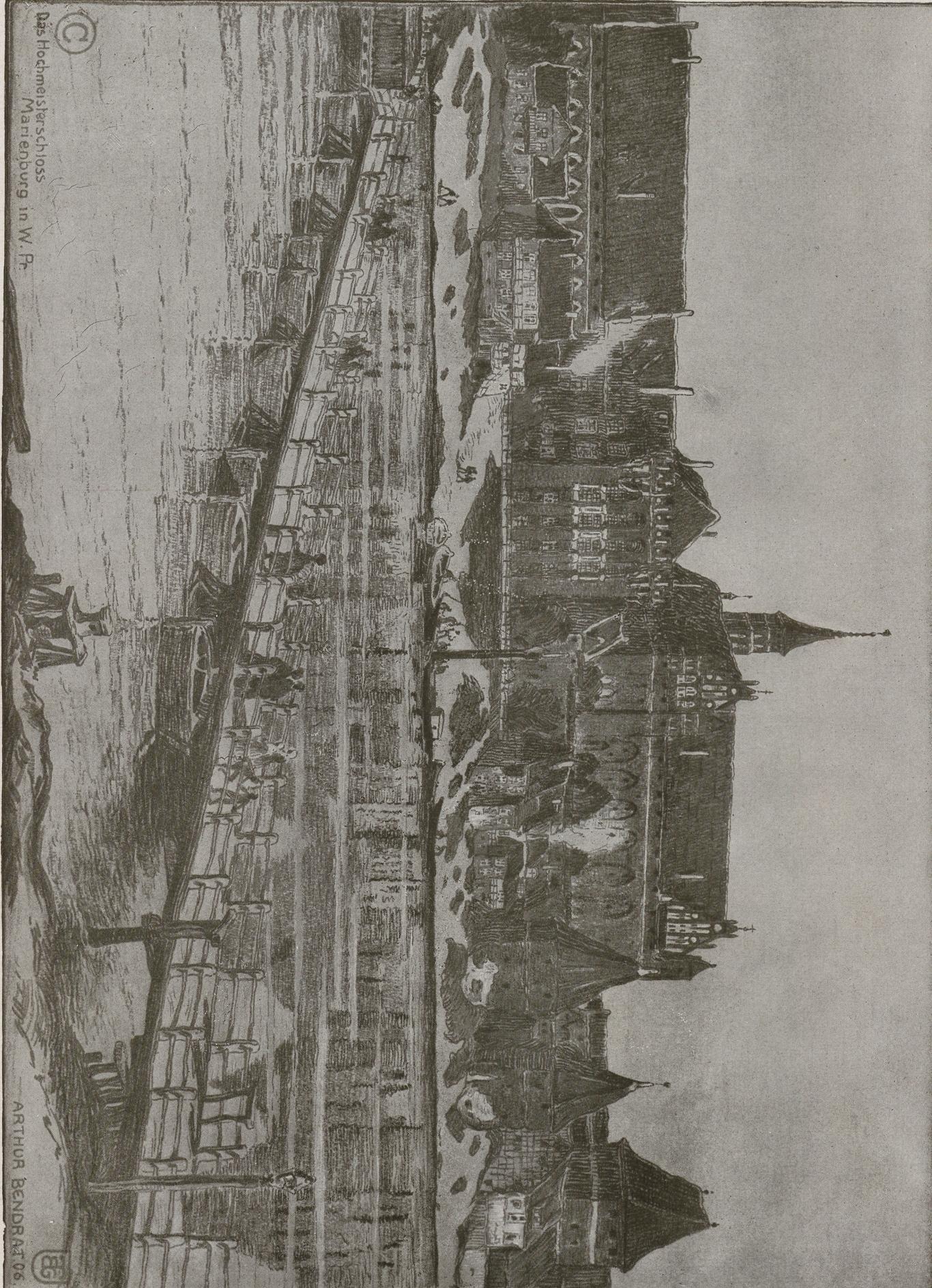
ausfliegende Schriften gratis,
Porto erwünscht, jedoch nicht
unbedingt verlangt. Ausflie-
gende Broschüre gegen M. 2.—
in Marken oder Papiergeld freie.

Rad-Jo
Versandgesellschaft
Hamburg 40 • Radoposthof

Rad-Jo ist erhältlich
in Apotheken, Drogerien,
Reform- u. Sanitätsgeschäften.

©

Das Hochmeisterschloss
Marienburg in W. P.



W.F. BÜRAU / DANZIG

Drahtanschrift: Aurub-Danzig / Fernsprecher Nr. 106
Bankverbindungen R. Damme, Danzig
u. Danziger Privat-Actien-Bank, Danzig
Postcheckkonten: Danzig Nr. 449 u. Stettin Nr. 6175

**Papierhandlung
Bürobedarfshaus
Monogramm - Prägerei
Elektrische Lichtpauserei
Mechaniker - Werkstätte**



**Buchdruckerei
Verlag
Buchbinderei · Liniiererei**

DAMEN- UND
KINDER
KONFEKTION
WÄSCHE
AUSSTATTUNG



C. M. Muryński

J N H A B E R : W I L H E L M T R O S C H K E
D A N Z I G · G R · W O L L W E B E R G A S S E 6 - 8 F E R N R · 1 6 0 2

• DIX & CO • DZG •